



Die internationale Musik- und Theater-Ausstellung in Wien.

Von A. Groß.

Da Sie, meine Gnädige, Alles wissen (Sie haben mir in einer starken Stunde dieses Vesenntnis abgelegt), so wissen Sie auch, daß seit 7. Mai d. J. eine der merkwürdigsten Ausstellungen geöffnet ist — eine der merkwürdigsten in der That, und solch' eine Bezeichnung will etwas bedeuten in Zeitläuften und in einer Stadt, wo die Ausstellungen einander auf die Fersen treten. Man hätte meinen sollen, das Capitel sei erschöpft, die Quelle verfliegt, und es bleibe nichts übrig, als diejenigen Leute auszustellen, die noch nie etwas ausgestellt haben. Allenfalls hielt man noch das letzte Zustuchtmittel für anwendbar, gelegentlich die Deficite einiger der hervorragenden Ausstellungen dem schaulustigen Publikum vor Augen zu führen. Aber siehe da! Eine Frau von fürstlichem Range brachte das Wunder zuwege, sich etwas Neues einfallen zu lassen. Das Neue wurde in die Bezeichnung zusammengefaßt: Musik und Theater. Ursprünglich war für Wien eine Mozart-Ausstellung zu des Meisters hundertstem Todestage (1891) geplant; aus solchem Reime hat etwas ganz Anderes, Umfangreiches sich entwickelt: für ein Jahr später eine Weltausstellung im Allgemeinen, beschränkt auf ein gewisses Gebiet. Sie wollen mich fragen, meine Gnädige, was nun unter der angeführten Devise ausgestellt worden ist. Ja, bei Ihrer Liebe zu mir schwöre ich es: das läßt sich nicht leicht sagen. Oder doch: man stellt aus, was sich auf Musik und Theater bezieht. Weitere Frage: Was bezieht sich nicht auf Musik und Theater? Die Bühne faßt den Jubelgriff menschlichen Lebens und Leidens zusammen, sie spiegelt wider, was uns jubeln oder klagen, lachen oder weinen macht. Die Musik kleidet in Töne, was uns unfaßbar in der Seele webt. Sie spricht des Menschen Sehnsucht aus, ob diese nun nach einem neuen Kleide, nach einer Curie, oder nur nach einem mißfallenden Herzen geht. Was gehört also in den Rahmen einer Theater- und Musik-Ausstellung? Alles und nichts, Sie und ich — Sie, wie Sie in Ihrer Voge sitzen und sich vor der zudringlichen Ritwelt hinter Ihren Fächer schütten — ich, wie ich mir das Opernglas ausrenke, um, dem Fächer zum Troste, Ihre Nasenspitze oder sonst eine andere Kleinigkeit von Ihrer Person zu erspähen. In der That hat man die Grenzen der Ausstellung möglichst weit gezogen, so weit, daß der Zusammenhang hier und da mit der Louve gesucht werden muß. Equipagen, Nieder, Brictaschen, Claviere, Kohn- und Ruchengel, Parfüm, Modewaaren — kurzum alle erdenklichen Handelsartikel sind zugelassen worden, und manchem gegenüber gibt es nur die einzige auffällende Ausfankt: daß er vielleicht von einem Theater- und Musik-Enthusiasten gekauft und verwendet werden kann. Ich constatire diese Thatsache nur, um Ihnen vorweg zu sagen, daß ich weiß, welche Bedenken Sie aufwerfen könnten. Sie finden ja an Allem etwas zu tadeln, sogar an dem Schreiber dieser Zeilen! Also lassen Sie sich gütigst bedenken, daß bei jeder Ausstellung einiges Ueberflüssige sich aniegt. Anders ist es auch diesmal nicht ergangen. Aber das altgewohnte kleine Uebel darf uns nicht irre machen in der Werthschätzung des ganzen Unternehmens.

Die Ausstellung, die ich als Vorwand benütze, um dieses Briefchen an Sie zu richten, ist in zwei Hälften getheilt. Die eine enthält vorwiegend

das Bescheidende und haust in der Rotunde, die uns anno 1873 im Prater unter der Regide des Freiherrn von Schwarz-Senborn himmelanstrebend aufgerichtet wurde. Im Park, zwischen der Rotunde und dem von Felsner und Helmer erbauten Ausstellungs-Theater, schwingt die Luftbarkeit ihr rosiges Scepter, hier hängt der Wiener Himmel voll Geigen, hier spielen Musikcapellen, hier kann der Mensch im Loube bleiben und sich redlich nähren, und hier findet — so oft Regenlosigkeit eintritt — der Corso statt, der nachmittägige Spaziergang, besonders charakteristisch Montag und Freitag, an den beiden Jours fixes, wann die Frauen von Wien und Umgebung sich bemühen, noch graciöser und liebenswürdiger zu sein, und sich noch geschmackvoller zu kleiden als sonst. Ich will Sie, meine Gnädige, nicht erröthen machen durch Kamahaltungmachung Derjenigen, die bisher alle Rivalinnen verdunkelt hat — Sie erröthen sie ohnehin, Sie wissen, wer ein Auredit hätte auf den ersten Coriopreis, falls ein solcher existierte. Aber, da ich Sie nicht beim Namen nennen darf, nicht einmal beim Taufnamen, bin ich wenigstens so indiscret, zu verrothen, daß Sie sich bisher wenig bemüht haben, in's Innere der Ausstellung forschend einzudringen. Sie gehen da unten weikend spazieren und nehmen sich weiter keine Mühe; das ist nicht schön von Ihnen — im Gegenlage zu dem vielen Schönen, das man bei Ihrem Anbilde constatiren muß. In Ihrer Besserung, meine Gnädige, will ich kurz und bündig notiren, was Ihrer Aufmerksamkeit werth ist, und was ich Ihnen in allen Ehren an's Herz lege.

Sie gehen mir den Arm und lassen sich von mir aus dem Park einführen. Wie, Sie wollen nicht? Vertrauen Sie getrost meiner Ritterlichkeit. Oder zweifeln Sie an dieser gar nicht? Und thut es Ihnen nur leid, den angenehmen Aufenthalt im Park anzugehen? Gut, ich gewähre Ihnen eine kleine Frist. Dann aber kein Pardon! Wissen Sie wenigstens im Park genau Bescheid? Sie antworten mir, daß er die Bestimmung hat, den Damen vom „großen Comité“ einen erfreulichen Boden für Promenaden darzubieten? Nein, so ganz richtig ist das nicht. Wohl wird er vornehmlich zum Spaziergehen benützt, und auch so viel trifft zu, daß es unzählige Comitémitglieder gibt. Da die Letzteren Abzeichen tragen, die wegen ihrer großen Menge nicht auffallen, legte ich an maßgebender Stelle das Project vor, dem Publikum Abzeichen zu geben. Leider konnte ich damit nicht durchdringen — das ist das Los des Vermünftigen in der Welt! Also, ich bitte, bleiben wir ein paar Minuten im Grünen, und gestatten Sie, daß ich Sie aus Ihren Träumen mit einer Aufzählung der wichtigsten Bauten aufhöre. Vor Allem kann ich Ihnen das Ausstellungs-Theater nicht erlassen. Es faßt etwas mehr als 1600 Personen, von denen sich keine einzige mit Ihnen messen kann; daß nicht immer so Viele Gebrauch von der Möglichkeit machen, ist nicht Schuld der Architekten, die für eine bescheidene Summe und aus einem Material, das am Besten durch das Wort „Ghinas“ aus dem Wiener Künstlerfest-Verikon gekennzeichnet ist, etwas Tadelloses zu Stande gebracht haben. Das Reiste, was man an Bauten sieht, ist eben „Ghinas“, schöner, träglicher Schein, lebenswürdige Täuschung, wie die bildenden

Künstler Wiens sie im Carneval hervorzubringen pflegen. Vielleicht waren diese Feste eine Vorschule für das, was diesmal im Prater zu leisten war. Das Holz lügt uns Marmor und anderes Gestein, Mauerwerk, Eisen und Vergoldung vor, wir bewegen uns in der Welt der Täuschung, und so ist auch das Bühnenhaus eine geniale Fopperie. Wir nehmen diese gern mit in den Kauf, sie gehört zu der Veranstaltung. Wir machen es, wie La Harpe, der da erzählt, während der Production eines Taschenspieler's habe ein Engländer ihm zugerannt: »Der Mann betrügt uns!« worauf La Harpe geantwortet habe: »Für mein Geld will ich betrogen werden.« Auch wir wollen für unser Eintrittsgeld betrogen, wir wollen darüber irregeführt werden, daß dieser Theaterbau nichts ist als eine Bretterbude, berechnet auf kurzen Bestand. Mit dem »Deutschen Theater« in Berlin wurde das Haus eröffnet. Seitdem haben andere Truppen aus Nord und Süd und West und Ost die Bühne im Prater beschritten. Die eigentliche Theater-Ausstellung findet mithin im Ausstellungs-Theater statt. Zu Anfang entstand einige Unzufriedenheit. Ein Prolog, eine Festvorstellung waren versprochen. Heimliche Kräfte sollten mitwirken. Der Plan zerfiel sich. Es mußte mit außerwärtigen Darstellungen begonnen werden. Um die Murrenden zu trösten, wurde ernstlich der Vorschlag gemacht, nach Ueberwindung einiger momentaner Schwierigkeiten solle der Prolog später einmal gesprochen werden.

Nach dem Theater muß ich Ihnen mit der Musikhalle kommen. Sie kann 1800 Personen aufnehmen. Ein hölzerner Leviathan, in dessen Innerem man vorzüglich hört. Hier wird in jeglicher Art concertirt — von den klassischen Aufführungen Beethoven'scher Symphonien bis zu den Jodeln der Tiroler Sänger. Dabei bekommt man gut zu essen und zu trinken — für Wien eine neue Einrichtung, denn bisher konnten wir uns nie so recht vorstellen, wie sich eine gewaltige Tondichtung mit Schwelger oder Pilsener Bier vereinigen lasse. Bürgert die Neuerung sich ein, so wird damit eine der Nachwirkungen gegeben sein, welche die Ausstellung vielleicht zu dauerndem Nutzen mit sich bringt. Wenn ich Ihnen, obwohl Sie es vielleicht nicht wünschen, eine Liste der bemerkenswerthesten Punkte des Ausstellungsparkes gebe, so halte ich es für meine heilige Pflicht, festzustellen, daß für das leibliche Wohl der Menschheit bestens gesorgt ist. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen von so prosaischen Dingen spreche, aber selbst unter den schönsten und geistreichsten Frauen brechen Fälle von Feinschmeckerei aus, und nur deshalb wage ich es, Ihnen zu sagen, daß Gasthaus an Gasthaus sich reiht, daß dem Münchener wie dem Alt-Pilsenerer Gerichtenstättliche Tempel geweiht sind, daß eine Reihe von Buffets köstliche Leckerbissen und Erfrischungen offeriren. Sie, meine Gnädige, haben gewiß schon das beste Theil erwählt und im französischen Restaurant von Rosl und Pattard gespeist. Sie sind so reizend, wenn Sie Champagner nippen und dazu französisch plaudern! Es gibt Leute — denken Sie nur! —, die sich über die Preise von Rosl und Pattard beklagen. Alles Gute auf Erden ist theuer, und der Ausstellungspark gehört zu den irdischen Bezirken. Für Leute, die kein Geld haben, und doch den Pavillon des französischen Restaurants besuchen wollen, weiß ich freilich keinen Rath. Möglicher Weise helfen Annoncen wie etwa die folgende: »Eine verlassene junge Witwe sucht einen edlen Menschenfreund, der sie zu Rosl und Pattard zum Speisen einladet.« Sicher ist das Mittel aber nicht. . .

Rügens Sie Ihre Geduld, meine Gnädige, ich fahre fort: Im Ausstellungspark befindet sich das Panorama. Peteren hat es gemalt, und es stellt die Rundschau vom Nord des eben New-York sich nähernden Dampfers »Lahn« vor; ferner die Giechungen-Halle, eine Opferstätte des Richard Wagner-Cultus; das chinesische Schattenspiel-Theater, in dem für Groß und Klein harmlose Kurzweil geboten wird; ein Pavillon der Musikverleger; Rioske, in denen man Zeitungen und Cigarren zu kaufen bekommt, was Sie, meine Gnädige, nichts angeht, da Sie mit den einen versorgt sind und die anderen — die Cigarren nämlich — nicht rauchen. Sind wir zu Ende? Ja und nein — eine Antwort, die Ihnen wie aus Ihrer Seele widersprochen erscheinen muß. »Ja und nein!« sage ich, ohne Sie necken zu wollen. Eines oder das Andere, je nachdem man den Hohen

Markt als zum Park gehörig betrachtet oder nicht. Ich möchte Ihre Hand — die rechte, die die schönere von beiden ist — so oft küssen dürfen, wie Sie schon den Hohen Markt besucht haben, den mit Gänsefüßchen (* *), denn für den leibhaftigen Hohen Markt haben Sie nie — um mich gut deutsch auszudrücken — ein faibles befundet. Der mit den Gänsefüßchen hat es Ihnen angethan, ich weiß es, und ich staune nicht darüber. Man hat das Ende des siebzehnten Jahrhunderts für uns in die siebzehn-Jahre neu erziehen lassen. Wie der Hohen Markt anno 1692 ausgesehen haben kann, das wird uns anschaulich docirt: durch eine plastische Wiedergeburt. Dabei ist von der dichterischen Dicz Gebrauch gemacht und das Historische zu Gunsten der malerischen Wirkung ein wenig verbessert — im freien Spiele des Gestaltens das Enge auseinander, das Weite zusammengedrückt; den unverfälschten historischen Zug trägt der Zauberbau dennoch. Aus Holz sind die Häuser aufgeführt, aber sie singiren die barocke Wirklichkeit; Gilbert Lehner's Meisterhand hat ihnen den Charakter der Zeit andecorirt. Das Nec plus ultra von wahrhaft grandiosem »Schmas« zwingt uns, die Gegenwart für ein Stück vollwertiger Vergangenheit hinzunehmen, und ob wir uns noch so klar darüber sind, daß eine Art von architektonischem Costümisse vor unseren Augen sich abspielt, wir haben nicht übel Lust, an ein Wunder zu glauben, an eine Fee, die uns in das Jahr 1692 zurückgeführt hat

durch mächtige Zauberkunst. Und um so leichter macht der Hohen Markt den Eindruck, der seine Mission ist, als man ihn in jeder Weise bevölkert hat. Durch die »Schranne« (das Gerichtshaus), den Pranger, den Narren-Kotter (wo Betrunkene über Nacht festgehalten wurden), durch Kaufläden, in deren stilvoll eingerichteten Räumen stilvoll gekleidete Wienerinnen eine Menge von dem verlaufenen, was des stylvollen Sterblichen Herz zu ekstremem vermag. Ohne manchen kleinen Anachronismus konnte es dabei nicht abgehen. In dem Laubgange der Schranne z. B. hat ein Damen-Modestalon seine Zelte aufgeschlagen. Wie gefällt Ihnen diese Schranne, meine Gnädige? Sie können am Hohen Markt bei Demel etwas Süßes bestellen, bei Sacher eine Peristärkung, und dann können Sie den Handwurst sehen, eine Kapelle hören, und in zwei Gasthäusern wird Wiener Musik gemacht mit Wiener Liedern dazu — von der Gattung, daß man weinen und lachen möchte zu gleicher Zeit, so wehmüthig-nichtsnäsig klingt das. Wenn ich Ihnen den Hohen Markt mit seiner pygäischen Alterthümerei wärmstens empfehle, so schide ich Eulen nach Athen, oder, besser gesagt: Bekehrer zu Ihren Füßen, und ich mache es, ehrlich gefanden, wie die Leute im guten alten deutschen Lustspiele, die einander erzählen, was sie Beide ohnehin nur zu



Vor dem Ausstellungstheater.

gut wissen — das Publikum erfährt es sonst nicht. . . Dem Hohen Markt haben Sie für Ausstellungsdauer Treue geschworen — der Glückliche! — aber in der Rotunde begegne ich Ihnen selten! Warum? Wieso? Aus welchem Grunde? Eine Frau, wie Sie, interessiert sich für Alles, was mit den Künsten in Verbindung steht. Und ich suche Sie tagelang vergebens in der Rotunde! Das muß anders werden, erhdren Sie mich! Schenken Sie mir fünf Minuten Ihr Ohr, damit ich in das kleine Ding hineinlese, daß die Ausstellung als solche ein Recht hat auf Ihre Theilnahme. Kommen Sie mit mir durch das Südportal. Wir sind in der ethnographischen Abtheilung, und wenn es Ihnen Spaß macht, können Sie Musikinstrumente, Tanzmäden und Neuliches aus Afrika und Asien betrachten. Wenn wir beim Ende des Südportales angelangt sind, blicken wir in das gegenüberliegende Interieur »Habsburg-Votbringen«, eine Collection von Instrumenten, Bildern u. s. w., die mit der Idee der Ausstellung zusammenhängen, und sich dabei auf Mitglieder des Erzhauses beziehen. Dann rechts geschwenkt, und Sie halten Schritt mit der Entwicklung der Tonkunst. Zuerst Denkmal des Alterthums, dann der ersten christlichen Tonkunst, die mehrstimmige Musik vom zwölften bis zum sechzehnten Jahrhundert. An Minne- und Meistergesang schließen sich das katholische und das protestantische Kirchenlied, die ersten Notendrucke, das weltliche Kunstlied, die Oper — Rachen wie Station. Sie verlieren sonst den Athem. Nach einer kurzen Pause führe ich Sie zu drei Sensationsnummern: ich meine die Instrumenten-Sammlungen des



Im Restaurant français.

Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Ehe, des Freiherrn Nathaniel von Rothschild, und des Herrn Carl Joch. Damit befinden wir uns auch schon mitten in der Instrumentalmusik. Das königliche Instrumenten-Museum in Berlin bringt Karitäten ersten Ranges. Das Reseclovier Friedrich

des Großen ist rühmend in seiner Disziplin; der Bösendorfer, den Sie in Ihrem Salon haben, würde sich daneben ausnehmen wie ein Palast neben einer Hütte.

Dast, meine Gnädige, fast wären wir zwei zu weit gegangen! Betrachten Sie diese Koje, wo die Oper von Wien, München, Dresden und Hamburg aus dem siebzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Bild und Wort mitgeteilt wird. Einigen Magnaten der Tonkunst sind eigene Interieurs eingeräumt, so Bach, Beethoven, Gluck, Haendel, Haydn, Mozart, Schubert. Bildnisse, Autographen, Medaillen, Partituren, Reliquien der buntesten Art — die einen von sachlichem Reize, die anderen auch Augenweide für den Genießer — gemahnen an die dahingegangenen Unsterblichen. . . Auf unserem Spaziergange durch die Rundgalerie treffen wir bei den Russen des neunzehnten Jahrhunderts ein, und stehen alsbald mit beiden Füßen — respective Füßchen — auf dem Boden der dramatischen Literatur und des Theaterwesens der Deutschen. Fürchten Sie nichts. Die Sache sieht aus der Ferne bedenklich für Sie aus, ist aber, in der Nähe gesehen, voll edler Anziehungskraft. Sie werden bewogenst Herzogs das Schillerzimmer aus Warbach (mit den Originalmöbeln) betrachten, den Goethe- und Lessing-

Reminiscenzen Ihre liebevolle Respectbezeugung nicht versagen. Sie müßten ein Herz von Stein haben — und das haben Sie, Gott sei Dank, nicht —, um an dem, was Franz Grillparzer betrifft, kalt vorüberzugehen. Die Koje mit König Ludwig's II. Traumbild — den fabelhaften Theaterplänen, die er auf seinen Schlössern im bayerischen Hochlande mit dem Opfer von Millionen noch anführen wollte — wird Sie magisch festhalten. . . So, jetzt wagen wir miteinander einen Seitensprung, und zwar ins Ostransept. Ich führe Sie in die Abteilung der k. k. Hoftheater in Wien, wo Sie einmal in der Nähe die Geheimnisse der Bühnenausschattung kennen lernen; von hier zum Vereins- und Unterrichtsweisen, zu der preussischen Militärmusik, zu den Wiener und Berliner Instrumentenmachern. Den Weg in den Pavillon der Stadt Wien müssen Sie absolvieren; Sie werden ihn nicht zu bereuen haben, denn diese locale Special-Ausstellung, ein Werk des Stadtarchivars Dr. Carl Glossy, verbindet zweierlei Reiz: jenen des Sachlich-Rechtwärtigen mit dem Zauber des Vaterländisch-Geschichtlichen, das ja auch ein Stück persönlicher Geschichte jedes Wieners ist. Kehren wir in die Rundgalerie zurück, eilen wir vorüber an dem Pavillon Bulgariens, und passieren wir England, von wo wir nach Italien und Rußland gelangen. Spanien, Belgien, Polen machen den Beischluß. Frankreich und Rußland sind zwei gefährliche Länder; wer weiß, meine Gnädige, wie Sie fortan Russen und Franzosen vor einem armen Deutschen bevorzugen werden, wenn Sie im Proter wieder einmal erfahren haben, wie viel anmuthigen Geschmack Frankreich, wie viel schwere Pracht Rußland zu entwickeln versteht.

Wollen Sie sich in der zu einer Gartenanlage verwandelten Rotunde ergehen, so wird Ihre Schönheitssinn an den ringsum aufgestellten lebensgroßen Bühnen-Interieurs helle Freude haben. Ueberhaupt, es handelt sich nur um den ersten Schritt; fürzen Sie sich kühn in die Rotunde hinein, und es wird Ihnen nicht leid thun. Im Vertrauen: auch aus dem Königreiche der Mode — wohl dasjenige Land, das die meisten Seelen zählt — enthält die Ausstellung eine Fülle von Bedeutsamen. Versen Sie, meine Gnädige, Ihre Schritte einmal zu dem Bühnen-Interieur »Hoch vom Dachstein«. Mit Schnee sind die Berge bedeckt, die Sonne glitzert im See — im Vordergrund stehen zwei Damen in hochseleganter Promenadelleidung. Sollten sie so den Dachstein besteigen wollen? Nein! Sie haben offenbar die Absicht, das Große der Gebirgsnatur durch Toiletten-Vielheit zu mildern. Sind Sie, meine Gnädige, von unserer gemeinsamen Wanderung ermüdet, so begeben wir uns in den Fremdenalon. Die »Wiener Mode« und das internationale Reisebureau von Schenker & Co. haben ihn errichtet zu Ruh und Frommen der Mitlebenden. Dort steht es Ihnen frei, hunderte von Zeitungen zu lesen, in bequemen Fauteuils auszuruhen, Briefe zu schreiben, zu denen man Ihnen aus bloßer Verehrung Material und Requisiten zur Verfügung stellt; ein Telephon wartet auf das Vergnügen, von Ihnen benutzt zu werden; wenn Sie in einen Stereoskopkasten schauen, so finden Sie die herdurorendsten Städte, in denen Sie den Männern die Köpfe verdrehen würden, falls Sie sie besuchten — kurzum, Sie erholen sich in diesem gemüthlichen Winkel von allen Strapazen des Vergnügens. An der Außenmauer steht in 69 Sprachen zu lesen: »Fremdenalon. Eintritt frei.« Daß diese Annonce auch ins Siamische übersetzt wurde, erfüllt Sie gewiß mit besonderer Genugthuung. Oder sollte Sanskrit Ihnen lieber sein? Oder würden Sie vorziehen Ihren Haupttreffer zu gewinnen? Schmuck im Werthe von 75.000 fl., oder baar 60.000 fl. Wenn Sie das Loos finden, das Sie verdienen, so werden Sie sich seinerzeit mit Diamanten im Werthe von 75.000 fl. oder mit 60.000 fl. baar schmücken. Schöner werden Sie auch dann nicht sein als jetzt. Vorderhand erweisen Sie mir aber den einzigen Gefallen: Beschränken Sie sich nicht auf den Corso, wo die herrlichen Toiletten im Freien blühen, sondern kommen Sie recht oft herein in die gute Stube, in die Fach-Ausstellung. Der Lohn wird nicht ausbleiben.



Wie behütet man Leben und Gesundheit seiner Kinder?*)

Eine indische Sage erzählt, daß der sterbende Buddha Thränen vergoß, Thränen des Schmerzes, weil es ihm nicht weiter möglich sei, den Menschen zu nützen. Aus diesen Thränen aber sei die Lotusblume entsprossen, die den Menschen Freude und Nutzen bringt. Diese tief-sinnige Legende fiel uns ein, als wir Bräde's letztes Werk durchlasen; den letzten Scheidegruß eines Wohlthäters der Menschheit. Ja, dieses Buch ist vor anderen bestimmt, Freude und Nutzen zu bringen, anklärend zu wirken, Vorurtheile aller Art zu zerstreuen. Ohne Zweifel ist die physische Erziehung der Kinder jenes Gebiet, auf dem rohe Empirien und Aberglauben aller Art ihr Spiel treiben; in zahllosen Fällen, bei denen es sich geradezu um die Gesundheit des Kindes handelt, wird in laienhaftem Unverständnisse darauf losexperimentirt und gequasalsbert. Langsam als sonstwo emanzipirt die Frau sich als Mutter von dem Druke tausendjähriger Ueberlieferung und während sie für sich und ihre erwachsenen Lieben die Erzeugnisse der modernen Medicin und Hygiene als etwas Selbstverständliches acceptirt, duldet sie es, daß auf der Schwelle des Kinder-

zimmers jener gefährliche Unhold lagert, den wir — grob, aber bezeichnend — die »Altweiberwirtschaft« nennen möchten.

Woran dies liegen mag? Zum Theil wohl an dem Instinct der Liebe, mit dem die Mutter das Kind vor jeder Möglichkeit einer Gefahr, also auch vor der in der Reform gelegenen zu bewahren wünscht. Zum Theil aber auch daran, daß bisher ein Mangel bestand, dem erst Bräde's Buch abhilft. Bis zum Erscheinen dieses Werkes hatte noch nie eine Autorität die Stimme erhoben, um in Worten, die von der Wissenschaft und der Liebe zugleich dictirt waren, zu den Müttern zu sprechen. Erst der große Gelehrte, den der Aufstieg zu den Gipfeln der menschlichen Erkenntniß niemals das menschliche Fühlen vergessen machte, hat das Buch hinterlassen, in dem diese Worte des Wissens und der Liebe niedergelegt sind. Es ist wahrhaft rührend, zu sehen, wie dieser Mann, dem kein Gebiet des Wissens fremd war, in die Niederungen des täglichen Lebens herabsteigt; wie er gleichsam an die Wiege des Neugeborenen tritt, um an dieser, jeder Mutter heiligen Stelle die Lehre der Wissenschaft in der Sprache eines zärtlich-beforgten Großvaters zu verkünden. Gerade der Herzensstern, der das Buch durchweht, gibt ihm

*) Von Ernst Bräde. Verlag von Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig.

den wahren Werth, die überzeugende Kraft, das fesselnde Interesse. Wir sind überzeugt, daß jede gebildete und gemüthvolle Frau Brückle's Buch mit ebenso großem Interesse lesen wird als ob sie den spannendsten Roman in Händen hätte.

Brückle's Buch kostet drei Gulden, also weniger als irgend ein kleiner Fay- oder Luxusgegenstand. Es ist eine Ehrenpflicht jeder Frau, es zu erwerben, zu lesen und zu beherrsigen. In England, wo die körperliche Erziehung der Kinder auf sehr hoher Stufe steht, würde ein Buch wie das vorliegende, in Millionen Exemplaren gekauft werden. Bei uns zu Lande finden Druckwerke leider nicht so starken Absatz; aber das Werk Brückle's sollte in keinem Hause fehlen, wo man bemüht ist, den kostbarsten Schatz, die Gesundheit und das Leben der Kinder, zu hüten und zu bewahren.

Um den Lesern der „Wiener Mode“ eine Vorstellung von dem Inhalte dieses Werkes zu geben, greifen wir aus dem Capitel „Die Kleidung und das Bett“ einige Stellen heraus. Diese Probe wird den Wunsch nach Kenntniß des Ganzen erwecken.

Die Kleidung und das Bett.

Zu der Kleidung herrscht die Mode so unbedingt, daß hygienische Rathschläge in der Regel vergebens gegen ihre Vorschriften ankämpfen. Es werden sich deshalb auch die meinsten auf das Nothwendigste und auf das leicht Durchführbare beschränken.

Für die frühesten Kindheit ist das sogenannte englische Verfahren der alten Wickel vorzuziehen. Je mehr Freiheit das Kind für die Bewegung seiner Glieder hat, ohne sich beschädigen zu können, um so besser ist es, besser für die Fortentwicklung des Knochen- und Muskelsystems und besser für das Wohlbefinden des Kindes. Man muß nur sehen, mit welchem Gemüthe sich ein gewickeltes Kind streckt und bewegt, wenn es ausgewickelt wird.

Dabei darf man aber die Empfindlichkeit der Kinder gegen niedere Temperaturen nicht vergessen, man muß es unter allen Umständen vor Wärmeverlust, namentlich vor andauernden, schützen. Es ist dies auch leicht durch hinreichende Länge der Kleider zu bewirken, solange das Kind ausschließlich liegt oder getragen wird.

Sobald es einmal anfängt zu stehen und zu gehen, so kommt ein neuer Gesichtspunkt in Betracht, der, daß die Winterkleider nicht zu schwer auf dem Körper lasten, namentlich nicht auf Theilen, die dadurch verkümmert oder in ihrer Entwicklung gehemmt werden könnten. Man erzielt dies erstens durch das Material und zweitens durch den Schnitt.

Seidenstoffe sind bei gleichem Gewichte die wärmsten, dann folgt Wolle, dann Baumwolle und zuletzt Leinwand. Es ist zu verwundern, daß von wohlhabenden Leuten Seide nicht mehr für die Kleidung ihrer Kinder verwendet wird, als es thatsächlich geschieht, da es doch Seidengewebe gibt, die sich sehr oft waschen lassen, ohne zugrunde zu gehen. Gestricke oder gekörperte Stoffe sind bei gleichem Gewichte wärmer als solche, die in glatter Kette gewebt sind, namentlich für Unterkleider, weil sie mehr Luft zwischen den Fäden einschließen und die ruhende Luft ein schlechter Wärmeleiter ist. Deshalb sind auch gefälschte Stoffe, das heißt solche, bei denen ein Theil des Gezipintes lose und unverbunden dem Gewebe aufliegt, besonders warm. Es ist bekannt, daß ein bloßes Netz, welches man zwischen Hemd und Körper trägt, wegen der ruhenden Luftdicht, welche zwischen beide lagert, auch abgesehen von dem Schutz, den das Netz gegen das Ankleben durchschwitzter Wäsche gewährt, ein bestes Präservativ gegen Erkältung ist. Alle Kleiderstoffe müssen für die Luft durchgängig sein. Wo man wasserdichte für nothwendig hält, wähle man solche, die nicht zugleich luftdicht sind, keine Kautschukstoffe.

Die Fürsorge in Rücksicht auf den Schnitt richtet sich nach dem Alter. Im frühen Kindesalter, wo die Geschlechter noch nicht unterschieden sind, haben die Schultern als Träger zu dienen, so daß die gesammte Kleidung mit Ausnahme von Stiefeln und Strümpfen an einem Leibchen aufgehängt ist, das mit seinen Achselhöfen auf den Schultern aufruhet. Nichts muß in dieser Zeit so fest um den Körper schließen, daß es denselben irgend wie einengt.



In Rücksicht auf das spätere Alter bin ich allerdings für Tragbänder im Gegensatz zu dem Leibgurt, der von manchen Jünglingen um die Weichen gelegt wird, um die Hüften in ihrer Lage zu erhalten. Unzweifelhaft hat die gänzliche Freiheit der Schultern einen vortheilhaften Einfluß auf die Entwicklung des Oberkörpers, aber das Zusammenschließen des Bauches hat oft schwere Folgen. In Ungarn wo diese Sitte herrscht, sind Leistenbrüche besonders häufig. Wo man die Tragbänder vermeiden will, thut man gut, zunächst nicht einen besonderen Gurt zu verwenden, sondern den Bund der Hose nicht zu hoch zu verlegen, wie es gewöhnlich geschieht, vielmehr dahin, wo sich die Weichen unmittelbar über den Hüftbeinen leicht eindrücken lassen, dann wird die Hose, wenn sie nicht zu schwer und der Knabe dünnbauchig ist, durch den Bund allein gehalten.

Bei den Mädchen müssen die Röcke ihren Halt auch am Leibchen und somit in lechter Reihe an den Schultern finden, bis die Hüften sich soweit in die Breite entwickelt haben, daß sie ihnen einen selbständigen sicheren Halt bieten. Man fange dann nicht gleich mit einem wie immer gearteten Schnürleibe an, sondern binde den Unterrock bei dünn-

bauchigen Mädchen einfach über den Hüften zu. Es entsteht dann freilich je nach der Beschaffenheit der Mädchen ein mehr oder weniger tiefer Eindruck, aber der ist nicht von Dauer und bewirkt nicht die Verbildungen, welche ein zu früh angelegtes Corset im Gefolge hat. Um ihn so gering als möglich zu machen, verzieht man den Unterrock oben mit einem breiten unausdehnlichen Linnen Linnen, der nach unten ausgeschragt ist und rückwärts zwei Bänder trägt, die dort zugebunden, nicht nach vorn genommen werden. Das obere derselben wird zuerst, dann das untere gebunden, so daß der Linnen in seiner ganzen Breite auf den Hüften aufruhet. Bei Mädchen, deren Bauch dick ist und der Unterrock deshalb an den Hüften keinen rechten Halt gewinnt, darf man den Bauch nicht zusammenschließen, sondern muß den Unterrock weiter am Leibchen befestigen. Fangen die Brüste an, sich zu entwickeln, so hat man an den ihnen entsprechenden Stellen lockere Einsätze zu machen, so daß nicht sie tragen, sondern nur der Rücken, die Achseln und der Theil, der zwischen den Brüsten auf dem Brustbein liegt. Unter allen Umständen darf das Leibchen vorne nicht eng sein, damit die Brüste nicht abgeplattet und ihre Warzen nicht eingedrückt werden.



Mädchen sollen frühzeitig Unterhosen tragen, namentlich im Winter, damit sie hinreichend geschützt sind, ohne daß man genöthigt ist, ihnen schwere Unterrocke anzulegen.

Unten und hinten vollständig geschlossen, an eigenen Tragbändern befestigte Unterhosen sind für Knaben un bequem und erhitzen Theile, welche bei ihnen schon durch die Hosen als solche hinreichend gegen Erkältung geschützt sind. Im heißen Sommer läßt man Knaben die Unterhosen ganz ablegen und sie waschbare Hosen tragen, entweder aus Leinwand oder Baumwolle, oder aus einem leichten, gut waschbaren Wollstoffe. Es gibt solche, die oft und ohne Nachtheil mit Seife gewaschen werden können, wenn man Lauge und jedes überflüssige Alkali vermeidet und nur lauwarmes, kein heißes Wasser verwendet.

Wir kommen jetzt zu der vielumstrittenen Frage: soll man dem herangewachsenen Mädchen ein Nieder geben und wie soll dasselbe beschaffen sein, beziehungsweise gehandhabt werden? Ich sage: dem herangewachsenen, denn ein Nieder vor beendigtem Wachsthum ist unter allen Umständen schlecht, weil es den Körper, es mag noch so schonend gehandhabt werden, doch mehr oder weniger einengt. Die Frage, ob ein Corset oder keines, läßt sich nicht beantworten ohne Berücksichtigung einiger Vorfragen. Körperfälle an sich macht kein Corset nöthig, am wenigsten ein verhältnißmäßig großer Leibesumfang. Wohl aber kann die Entwicklung der Brüste zur Anlegung eines solchen Veranlassung geben. Bei einzelnen Mädchen wachsen dieselben so rapid, daß sie ihres Gewicht halber einer Stütze bedürfen, und diese gewährt ihnen am besten ein dafür passend eingerichtetes Corset. Dasselbe darf aber nie so eingrichtet sein und nie so zugezogen werden, daß dadurch der Brustumfang beengt wird, auch nicht der untere Theil, an dessen Bildung sich die sogenannten falschen oder kurzen Rippen beteiligen. Gerade diese Gegend muß besonders geschützt werden, weil in ihrem vorderen Theile Magen und Leber liegen.

Soll man seine Kinder unter der gewöhnlichen Leibwäsche Unterhemden von Flanel oder von wollenem oder seidenem oder baumwollenem Tricot tragen lassen? Ich glaube, wenn sie gesund und kräftig sind, nicht. Es ist zwar unzweifelhaft, daß man sie im Winter dadurch mit demselben Gewichte an Stoff besser vor Kälte schützen kann, als wenn sie kein sogenanntes Unterzeug tragen; aber im Sommer muß es als zu warm abgelegt werden, und dann findet man eine große Empfindlichkeit der Haut vor, die bei Rückschlagen des Betters leicht zu Erkältungskrankheiten Veranlassung gibt. Manche Italiener können ihr Unterhemd auch in der größten Sommerhitze nicht ablegen, weil sie sicher wissen, daß sie sich dann erkälten würden. Wenn ein Knabe nicht an Unterzeug gewöhnt ist, zieht er, wenn es einmal kalt wird, einen wärmeren Rock an und süßt sich wieder behaglich; aber der, welcher gewöhnt ist, ein Unterhemd zu tragen, der friert so lange, bis er es wieder auf dem Leibe hat.

Es gibt indeß Kinder, welche auf ärztliche Anordnung Unterhemden tragen müssen, und bei denen diese Anordnung vollkommen gerechtfertigt ist. Aber dann muß man noch zwischen den verschiedenen Formen und Qualitäten unterscheiden. Meistens ist es unnöthig, daß das Unterhemd Aermel habe; ja diese sind oft schädlich dadurch, daß die durch die Bewegung erhitzten Glieder in ihrer Wärmeabgabe behindert werden.

Ich muß hier auf einen Irrthum eines neueren Hygienikers aufmerksam machen, der gleichmäßigen Schutz der Körperoberfläche gegen Wärmeverlust verlangt und die übliche Kleidung tabelt, weil sie denselben nicht gewährt. Es ist immer gefährlich, von der Theorie aus dem Kampf gegen die Erfahrung zu beginnen. Man denke, wie lange bei den Griechen und Römern Hosen ein ungewöhnliches Kleidungsstück waren, und wie die Römer denen, die von Galliern abstammten, spottweise ihre behaarten

Vorfahren vorhielten. Man denke ferner an die nackten Beine der Bergschotten, die einst die ihnen anbefohlenen Hosen über die Schultern gehängt zur Parade brachten; man denke an die nackten Knie eines Theiles unserer Bergvölker und an die nackten Hälse und offenen Halsgruben unserer Marine-Matrosen, endlich an die nackten oder doch höchst unvollkommen bekleideten Arme der meisten unserer männlichen und weiblichen Arbeiter.

Der Rumpf ist es, der wesentlich geschützt sein muß; den Gliedern muß eine gewisse Freiheit für die Wärmeabgabe gelassen werden. Die einzige Ausnahme bilden hier die Füße, die durch unser undurchdringliches Schuhwerk verbohrt sind.

Was das Materiale der Leibwäsche anbelangt, so hat die Baumwolle das Flachsgewebe in weiter Ausdehnung verdrängt, und sie laugt in der That im Sommer besser den Schweiß auf und macht im Winter weniger Kältegefühl. Ihr Staub ist schädlicher, wie man dies durch die große Zahl der Brustkranken unter den Baumwollarbeitern erfahren hat. Daß aber das Tragen baumwollener Leibwäsche einen Nachtheil habe, ist bis jetzt nicht beobachtet worden, nur baumwollene Taschentücher soll man nicht haben, sie machen beim Schnupfen wunde Nasen.

Ueber die Strümpfe ist wenig zu sagen, mehr über die Art, wie sie zu befestigen sind. Die bis zur Mitte dieses Jahrhunderts in Deutschland am meisten verbreitete Art, das Strümpfband um die Wade, war die denkbar schlechteste. Sie hat zahlreiche Venen-Erkrankungen hervorgerufen, die durch ihre Folgen einer Reihe von Frauen das ganze spätere Leben verbittert haben.

Dann kamen aus Frankreich, wo sie schon lange üblich gewesen waren, die über dem Knie anzulegenden Strümpfbänder, aber auch sie drückten auf die Venen und erschwerten die Circulation. Bei manchen Mädchen und Frauen mußten sie verhältnißmäßig eng sein, um sich in ihrer Lage zu erhalten.

Das Beste ist es, den Schenkel vor jedem Druck frei zu erhalten und die Strümpfe durch Bänder, die an der Außenseite der Beine hinauflaufen, mit einem an den Schultern oder auf den Hüften aufgehängten Kleiderstücke zu verbinden.

Man hat behauptet, daß durch den Zug eines Bandes an der Außenseite eine unichöne Stellung der Knie nach innen, wie sie ohnehin beim weiblichen Geschlechte so häufig ist, begünstigt werde.

Dies kann geschehen, wenn das erwähnte Tragband zu früh angelegt wird, oder wenn man es zu straff spannt. Es frühzeitig anzulegen ist weder rathsam noch nothwendig. Bei kleinen Kindern, die noch getragen werden, bedürfen die Strümpfe überhaupt noch keines besonderen Haltes. Fangen die Kinder einmal an umherzulaufen, so kann man sich im Sommer mit relativ kurzen Strümpfen helfen, im Winter mit solchen, die aus dicker Baumwolle oder Wolle im Schaft abwechselnd recht und unecht gestrickt sind, so daß sie Längsstreifen haben, welche ihnen in Rücksicht auf die Weite eine große Dehnbarkeit geben, dabei aber die Bildung der Querfalten und somit das Zusammenfallen des Strümpfes verhindern. Rügt dies nichts, so kann man sich mit Unterhosen helfen, welche über die Waden hinabgehen und einen Verschluss zwischen Knöchel und Wade haben, oder man mag in dieser Zeit vorübergehend seine Zuflucht zum alten Strümpfbande nehmen. In dieser Zeit erzeugt es, vorsichtig gebraucht, noch keine bleibenden Veränderungen, nur breit genug muß es sein, am Abende, auch falls das Kind die Strümpfe während der Nacht anbehalten sollte, abgenommen und dauernd außer Gebrauch gesetzt werden, sobald man bemerkt, daß ein bleibender Eindruck, eine Marke, zurückbleibe.

Wenn einmal das Strümpfband in Gebrauch gesetzt wird, so muß es, wie gesagt, nicht zu straff angezogen werden. Es ist das auch gar nicht nöthig, denn wenn der Strumpf auch einmal vorübergehend sinkt, so wird er doch bei den Bewegungen des Körpers immer wieder heraufgezogen. Darauf, daß das Band zu straff angezogen sei, wird man im günstigsten Falle dadurch aufmerksam gemacht, daß das Kind dies selbst angibt, im weniger günstigen dadurch, daß sich der Gang des Kindes verändert, oder daß sich irgendwo im Beine Schmerzen einstellen. Man rechne nicht zu viel auf die Elasticität des Bandes; diese dient, wenn es einmal zu stark gespannt ist, nur dazu, den Zug, der sonst temporär ist, permanent und dadurch umso schädlicher zu machen.

Ich habe einmal den oberen Theil des Kopfes eines armen, kleinen Mädchens gesehen, welches seine Mutter ein Haarney hatte tragen lassen, in welches eine Gummischnur eingezogen war. Die nachlässige Mutter hatte auch für die Nacht das Netz nicht entfernt. Die Gummischnur hatte in die Haut und stellenweise bis auf die Knochen eingedrungen und das Kind war an den Folgen davon zugrunde gegangen.

Man kann übrigens den Zug des Strümpfbandes in Rücksicht auf seine Richtung wesentlich verbessern und dadurch unschädlich machen. Man wähle Strümpfe, welche bis über die Knie hinaufgehen und benähe das obere Ende, die Borde, ringsum mit einem hinreichend weiten aber ausdehnbaren Bande. Man verbinde dies entweder an einer nach außen liegenden Stelle mit dem Strümpfbande oder an mehreren nach außen und hinten liegenden. Dadurch wirkt der Zug auf den Unterschenkel nicht einseitig nach oben und außen, sondern er vertheilt sich mehr auf den ganzen Strumpf, die nutzbare Componente nach aufwärts wird dadurch vergrößert, die schädliche nach auswärts verkleinert.

Mit den Knaben hat man weniger Schwierigkeiten als mit den Mädchen. Im Sommer kann man sich mit kurzen Strümpfen helfen, im Winter mit Unterhosen, die zwischen Knöchel und Wade gebunden, geknüpft oder mit Haseln geschlossen werden.

Eine besondere Besprechung verlangt die Nachtoilette und das Bett. Größere Kinder legt man, nachdem außer den Kleidern auch die Strümpfe und namentlich die Strümpfbänder, wo solche getragen werden, entfernt sind, im heißen Sommer im bloßen Hemde in's Bett. Manche thun dies auch im Winter und decken dann das Kind bis über die Nase zu oder überlassen ihm, dies selbst zu thun. Ich halte dies für einen Fehler. Ich halte es für besser, wenn die Kinder bei kühler Temperatur des Schlafraumes Nachjacken tragen, die lang genug sind, um auch den Bauch zu bedecken. Die Vortheile sind folgende: Man kann den Schlafraum kühler halten und freier ventilieren, man braucht sich auch weniger vor dem unvermeidlichen Ausfließen des Schlafzimmers in kalten Wintern zu fürchten, das Kind hat mehr Freiheit in seinen Bewegungen, und man hat weniger zu befürchten, daß es sich durch dieselben Erkältungen aussetzen werde; wenn ferner das Kind bei einer Krankheit oder einem Unwohlsein abwechselnd liegt oder sitzt, so kann es bleiben wie es ist und braucht nicht erst für das Sitzen besonders angezogen zu werden; endlich, das Kind geräth weniger in Schweiß, als wenn es zu hoch zugebedt wird, und nächtlicher Schweiß ist immer unwillkommen, auch wenn er keine Krankheitserscheinung ist.

Das Bett sei für junge Kinder weich, namentlich auch der Kopfpolster, so lange die Fontanelen noch nicht geschlossen sind, aber nicht so weich, daß der Kopf in demselben versinkt und in Schweiß geräth. Später kann das Lager nach und nach härter gemacht werden. Man bette den Kopf des Kindes nur wenig höher als den Körper. Die Lage, welche dem Erwachsenen im Bette angenehmer ist, gibt keinen Maßstab für Kinder, und letztere verspüren auch von der mehr horizontalen Lage nicht die nachtheiligen Folgen, wie sie bei Erwachsenen, namentlich bei älteren Leuten, vorkommen. Man vermeide eine Lage, bei der die Wirbelsäule sich durch das Gewicht des Körpers krümmt, eine sogenannte hohle Lage. Von geringerer Bedeutung ist es, wenn sich das Kind selbst zusammenkauert, aber die Wirbelsäule durch keinen Druck in der gestreckten Lage erhalten wird. Bei jungen Kindern hat die Leichtgläubigkeit der Bedeckung, insofern letztere hinreichend warm ist, einen hygienischen Werth, später nicht mehr. Später ist immer die Bedeckung die beste, unter der das Kind nicht friert und unter der es nicht in Gefahr kommt zu schwitzen. Für ein Kind, das sich bereits unter einer schweren, doppelten Wolldecke ohne besonderen Kraftaufwand frei bewegen kann, ist es hygienisch gleichgültig, ob es unter einer solchen oder unter einer gleich warmen und gleich durchgängigen Bedeckung aus Eiderdunen liegt.

Um unseren Lesern eine Vorstellung von der Reichhaltigkeit dieses vortrefflichen Buches zu geben, lassen wir hier die Inhaltsangabe desselben folgen: Die Ernährung des Kindes an der Mutterbrust. — Die Pflege des Säuglings, abgesehen von der Ernährung. — Ernährung des Säuglings durch eine Amme. — Die künstliche Ernährung im Säuglingsalter. — Die Ernährung mit gemischter Kost. (Das Fleisch, die Vegetabilien und das Fett, die Würzen, die Gerichte, Allgemeine Regeln). — Die Wohnung. — Der Vandaufenthalt. — Abhärtung. — Die Kleidung und das Bett. — Leibesübungen. — Pflege einzelner Theile. (Fürsorge für die Augen, Pflege der Ohren, Behütung des Geruchsorgans, die Pflege der Haut, die Pflege der Haare, Pflege der Zähne). — Behütung vor Vergiftungen. — Behütung vor ansteckenden Krankheiten. (Blattern, Diphtheritis, Scharlachfieber, Masern, Röteln, Keuchhusten, Rumpfs [Piegensper], Asiatische Cholera, Tuberculose, Ruhr, Bauchtyphus, Typhus, Kinder-Cholera, Soor [Rehlhund, Schwämmchen]). — Augenentzündung der Neugeborenen. — Die ägyptische Augenentzündung oder das Trachom.



Himmel und Hölle.

Roman in vier Büchern. Von J. von Kapff-Ostenther.

(Fortsetzung.)

Eines Tages kam Hellmuth, um Doris zu besuchen, und fand im Vorgimmer einen gepackten Koffer stehen, den Eli neugierig betrachtete. Drin, in dem Zimmer, das er selbst vorher bewohnt hatte, hörte er weinen und schluchzen. Was war geschehen? Er erfuhr es bald.

Das »Fräulein« zog ganz plötzlich aus. Frau Hartmann erklärte ihm die Sachlage. Das »Fräulein« hatte gestern mit ihrem Freunde eine entscheidende Unterredung gehabt. Er beschwor sie, ihn nicht ganz zu verlassen, denn ihre Freundschaft, ihre Nähe sei ihm unentbehrlich geworden. Um nicht zu verzweifeln, bedürfte er einer theilnehmenden Seele, der er sein Leid klagen könne. Sie hatte seiner rührenden Bitte nachgegeben — sie wollte seine Freundin bleiben. Eine Andere an ihrer Stelle hätte vielleicht gelogen und geheuchelt; sie aber war ehrlich genug, jenen, die ihr nahe standen, die volle Wahrheit zu sagen. Und Frau Hartmann erklärte ihr, wenn auch mit herzlichem Bedauern, sie könne ihrer Tochter wegen die Lehrerin nicht länger im Hause behalten.

Soeben holten zwei Dienstmänner mit Gepolster den Koffer ab, und gleich darauf erschien die Lehrerin — mit verweinten Augen zwar, aber doch mit entschiedener Haltung, um sich zu verabschieden. Sie dankte für alles Gute, das man ihr erwiesen hatte, aber sie ginge leichten Herzens, in dem Bewußtsein, das Richtige zu thun. »Ich weiß ja, Frau Hartmann,« schloß sie, »daß Sie nicht anders konnten, allein auch ich kann nicht anders. Es mag eben im Leben solche Gegenläufe geben, die an sich unverfänglich sind. Bevor man nicht selbst in solcher Lage gewesen ist, kann man sich das nicht vorstellen.«

Frau Hartmann erwiderte mit ihrer festen, eindringlichen Stimme: »Sie thun mir sehr leid, aber ich glaube, daß Sie sich in einem verhängnißvollen Irrthume befinden. Sie begeben sich auf eine abschüssige Bahn und können noch nicht absehen, wie tief Sie fallen werden. Frauen in Ihrer Lage dürfen auch nicht den kleinsten Schritt vom rechten Wege thun; dieser Schritt trennt sie von einer Welt, nach der sie sich immer zurücksehnen müssen. Sie, Fräulein, haben einer edlen, aber trügerischen Herzensregung nachgegeben! Sie werden es noch bitter bereuen!«

Mit wahren Heroismus entgegnete die arme Lehrerin: »Ich werde vielleicht bereuen — vielleicht untergehen. Aber jetzt kann ich nicht anders, als wieder lieben, wo ich Liebe finde! Sie, Herr Doctor,« wandte sie sich an Hellmuth, »ich weiß, Sie verdammen mich nicht!«

»Nein, Fräulein,« gab er mannschaft zurück, »ich achte und ehre Ihr opfermüthiges Herz.«

»Mein künftiger Schwiegersohn,« sagte Frau Hartmann, »besitzt ein leicht erregbares, warm fühlendes Gemüth; aber seine Meinung ist doch sozusagen eine rein idealistische, denn auch er würde nur ein Mädchen freien, dessen Ruf völlig makellos ist.«

Da ging nun das arme Fräulein hin, ein Opfer desselben Conflictes, an dem Hellmuth immerlich verblutete. Und wie sie jetzt die Hartmann'sche Wohnungsthüre hinter sich schloß, schied sie wirklich aus einer Welt, in der sie feste Wurzeln geschlagen hatte. Wie war sie plötzlich aus dem Frieden ihrer, gewissermaßen neutralen Lebensweise herausgerissen worden! Frau Hartmann hatte so Unrecht nicht — die Sache mochte kein gutes Ende nehmen. Doris weinte. In ihrer bescheidenen Weise hatte sie während der ganzen Scene geschwiegen.

»Warum hast Du nicht das Wort ergriffen für das arme Mädchen?« fragte sie jetzt Hellmuth.

»Wie konnte ich?« erwiderte Doris. »Was würde Papa sagen, wenn er davon erfähre? Wir hätten keine gute Stunde mehr. Auch hat Mama ganz Recht! Anna durfte wirklich nicht so handeln, denn er ist nun einmal verheiratet!«

Hellmuth konnte eine Regung der Ungeduld nicht unterdrücken. »Er ist nun einmal verheiratet!« wiederholte er. »Aber hörtest Du nicht, daß er darum doch einsam und verlassen ist? Bedenke das!«

»Du irrst!« rief sie energisch. »Er hat ja doch eine Frau, und muß sich mit ihr zu vertragen suchen. Sie würden sich vielleicht wiederfinden ohne Anna's störende Dazwischenkunft. Und wozu? Anna war ja vorher ganz glücklich!«

»Dennoch hast Du Dich an ihrem Liebesglück gefreut, Doris!«

»Ja — so lange ich dachte, daß er sie heiraten würde!«

Er hieß einen schweren Seufzer aus. Unmöglich, aus diesem verhegten Dicksel herauszukommen! Es war zum Wahnsinnig werden!

»Wie wenig kennst Du — begreifst Du das Leben!« hieß er hervor. »Du bist wie ein Kind, das Nichts weiß, als seine Märchen!«

Sie sah ihn angstvoll an, mit gefalteten Händen.

»Hellmuth!« rief sie in herzzerreißendem Tone, »ich fühle es immer wieder von Neuem: es steht etwas zwischen uns! Manchmal rede ich es mir aus — aber umsonst! Es kommt immer wieder! Nun weiß ich's: ich bin zu einfältig, zu unwissend für Dich. Und Du — Du vertrittst die Geduld mit mir. Ich passe nicht für Dich — bin Dir zu klein und gering. Du wirst meiner bald, sehr, sehr bald überdrüssig werden!«

Er umfaßte sie leidenschaftlich und erstickte ihre Worte mit seinen Küssen. Er beruhigte sie mit den innigsten Liebesbetheuerungen. Sie war Alles das, was er je ersehnt hatte: gut, hold, rein, treu — zu gut für ihn, viel zu gut! Ja — es war wirklich so — sie würde es später noch begreifen. — Sie ließ sich beschwichtigen, schmiegte sich vertrauensvoll an

ihn. Jetzt war der rechte Augenblick gekommen — jetzt ihr das Messer ins Herz stoßen!

Sie küßte: »Wenn ich Dir zu viel würde, Dir im Wege wäre — ich wollte gerne auf der Stelle sterben — glaube es mir!«

»Ich will davon Nichts hören!« sprach er jetzt feierlich. »Etwas Anderes sollst Du mir versprechen, Doris: zu leben, treu bei mir anzuhalten! Auch wenn Dein Los an meiner Seite kein so ruhiges, kein so friedliches sein sollte, wie Du Dir's heute vorstellst! Noch überdies Du nicht meine ganze Existenz — es scheint Dir manches rosig, hinter dem ein Verhängniß lauert. Willst Du mir versprechen, mein zu bleiben unter allen — allen Umständen?«

Wie ihre Augen ihn in stummer Angst anstarrten — wie sie zitterte — welche! entsetzlich ahnungsvolles Grauen sich auf ihrem zarten Gesichtchen spiegelte!

»Armes Kind — Du bist keine Heldin!«

Gewiß, sie hatte längst irgend eine Enthüllung gefürchtet. Mit bleichen Lippen küßte sie: »Sag' es mir — sag' mir Alles!« Der entscheidende Augenblick war gekommen. Jetzt oder nie!

Mit dem ganzen Angebot seiner Willenskraft gebot er sich selbst Ruhe, Fassung! »Mein geliebtes Weib — mein geliebtes Kind — Deine Liebe zu mir wird noch mancher schweren Prüfung unterworfen werden! Sag' mir, Doris, wirst Du mich auch dann noch lieben, wenn ich nicht so rein, nicht so tadellos vor Dir stehe, als es Dir jetzt erschien — wenn der böse Schatten eines Vergehens auf mir ruht — wenn...«

»Sag' mir nur das Eine,« unterbrach sie ihn, an allen Gliedern bebend, »sag', daß Du mich nie verlassen wirst!«

»Ne — nie — so lange Athem in mir ist, wenn Du mich nicht verlässest!«

»Ich? — Welches Schreckliche müßte es sein... o, Hellmuth...«

Sie wurde erfaßt; ihre Augen erloschen. Hätte er sie nicht festgehalten, sie wäre zu Boden gesunken. Eine tiefe Ohnmacht hatte sie umfassen, Hellmuth schrie laut um Hilfe. Frau Hartmann und das Dienstmädchen eilten herbei; eine Scene allgemeiner Verwirrung folgte. Aber Frau Hartmann befaß die Geistesgegenwart, Hellmuth zur Thüre hinauszudrängen. Denn ihr Mann konnte jeden Augenblick kommen, und er war bereits unwillig geworden, den Besuch all zu häufig zu sehen. Hellmuth sträubte sich — wie sollte er die Ungewissheit ertragen?

Er ging wie ein Gezeichneteter. Wenn Doris schon von der Ahnung eines Schrecknisses zusammenbrach — wie sollte sie jemals die ganze Wahrheit ertragen? Rettungslos fühlte er sich in Qual und Zweifel zurückgeschleudert, und kein Ausweg wollte sich seiner gepinigten Seele zeigen. Er rannte wie ein Sinnloser seiner Wohnung zu. Nach Ablauf einer Stunde vermachte er die Ungewissheit nicht länger zu tragen, und ohne auf die Gefahr, daß »Er« unfreundlich sein könnte, zu achten, schied er zu Hartmann fragen, wie es dem Fräulein ginge.

Man brachte ihm den Bescheid, das Fräulein befände sich besser. Kein Wort weiter — keine Andeutung, ob und wann er kommen dürfe, sie zu sehen. Aber man wollte diese Vorfahrt vielleicht nicht durch den fremden Diensthofen bestellen. Stunde auf Stunde verrann, die Dämmerung brach herein. Hellmuth hatte gar nicht bemerkt, daß er seit Frith nichts genossen. Die gräßliche Angst um Doris raubte ihm die Besinnung. Eben hatte er sich von dem Sopha aufgerafft, um — auf jede Gefahr hin — zu Doris zu dringen, als es leise an seine Thüre pochte.

Er riß dieselbe auf — Frau Hartmann selbst war es, die kam. Er stieß einen Schrei des Schreckens aus, als er in ihr todtbläues Gesicht blickte. Sie, welche so ordentlich und correct war — bis zur Pedanterie! — sie war in Hauskleid und Schürze gekommen, nur ein schwarzes Spitzentuch um den Kopf geschlagen.

»Doris ist krank — sehr krank!« schrie er auf.

»Vielleicht wäre ihr besser, sie stirbe — sie wäre todt! Ob sie am Leben bleibt — ob ich nicht mit ihr zu Grunde gehe, das hängt jetzt nur von Ihnen ab!«

Hellmuth's müder, gequälter Kopf vermochte kaum zu begreifen. Aber eine dunkle, gräßliche Ahnung dämmerte in ihm auf.

»Von mir?« fragte er halbverstimmten Tones. Und er fügte stammelnd hinzu: »Ich liebe Doris über Alles, und würde gern mein Herzblut geben...«

»Das kann uns nichts helfen,« unterbrach ihn die Mutter mit harter Stimme. »Ich weiß jetzt Alles — seit einer Stunde erst! Sie haben mit Doris von der Hochzeit immer gesprochen, wie von etwas Fernem, nicht Bestimmtem. Nun sagen Sie es mit einem Worte: Sind Sie nur leichtsinnig, oder sind Sie schlecht?«

Hellmuth wußte, wie sein Haar sich sträubte. Aber eine kalte Entschlossenheit war über ihn gekommen — die der äußersten Verzweiflung. »Ich bin nur leichtsinnig — nicht schlecht,« sagte er. »Allerdings, meine Lage schien es nicht zu gestatten, daß ich schon jetzt heirate. Wenn es aber nothwendig ist für die Ruhe, für das Glück meiner über Alles geliebten Doris, so werde ich alle Hindernisse, alle Bedenken überwinden. In wenigen Wochen wird unsere Hochzeit stattfinden!«

Was hätte er Anderes sagen sollen — sagen können?

Die von Todesangst gequälten Flügel der Mutter hielten sich auf. »Mein armes Kind!« sagte sie mit einem tiefen Seufzer. »So wird es mir doch vielleicht erhalten bleiben!«

III.

»Gewiß war es nichts Anderes, Du Märchen!« beschwichtigte Hellmuth seine Braut. »Was dachtest Du Dir eigentlich? Doch ich einen Nord auf dem Gewissen habe? Oder schon einmal auf der Galeere war? Du hast meine einleitenden Worte als Prolog zu einer Tragödie aufgefaßt. Doch weiß ich nicht, warum! Nichts Anderes wollte ich Dir sagen als: Vertraue unbedingt meiner Liebe zu Dir, aber vergiß nicht, daß ich ein sehr fehlerhafter Mensch bin, ein Stückerchen Dichternatur, kein Genie zwar, aber dafür mit dem ganzen Leichtsinne meiner Gilde. Bedenke: schon einmal habe ich durch eigene Schuld eine gute Stellung im Handumdrehen verloren. Nun bin ich wieder ein wenig oben auf — wer weiß aber, wie lange!«

»Also wirklich nur das war es? Und Du hattest mir so viel Angst gemacht! Du sahst so feierlich aus!«

»Nun, es ist ja auch eine sehr ernste Sache, wenn ein Mädchen wie Du solchen Bruder Leichtfuß heiratet!«

»Ich will's nicht besser!«

Sie war wieder völlig beruhigt, auch ganz erholt von dem Unfalle. Eine glückseligere Braut hat es nie gegeben. Achtenbrödel, das ein leidenschaftlicher Prinz freite, war nichts dagegen. Sie konnte es nicht glauben, nicht fassen. Es war zu viel des Glüdes und der Seligkeit — sie meinte es nicht zu überleben! Sie nahm es Hellmuth nicht übel, daß er ein wenig ernst gestimmt war — er gefiel ihr so. Sie, die Stille, Mächtige, war laut und heiter geworden — er, der Lebhaftige, Verebte, sinnend und in sich gekehrt. Das macht die Liebe.

Hellmuth war verhältnismäßig ruhig, weil er einen entscheidenden Entschluß gefaßt hatte — einen Entschluß der furchtbarsten Verzweiflung. Sein Plan, Doris zum Warten zu bewegen, bis er frei geworden, war gescheitert. Er konnte sich der Pflicht nicht entziehen, die Geliebte in aller nächster Zeit zu seiner rechtmäßigen Frau zu machen; wenigstens nicht wenn er lebte.

Aber er war nicht frei — konnte seine Hand nicht geben. So gab es keinen Ausweg als den Tod. Und da er Doris nicht verlassen durfte — so mußte sie mit ihm sterben. Er kaufte einen Revolver — das unheimliche schwarze, kalte Ding, gab ihm etwas wie Ruhe. Doris durfte vorher keine Ahnung haben. »Den ersten Tag, da die Sonne scheint,« sagte er sich, »da führe ich sie hinaus. Dann muß es geschehen!«

Die ersten Herbsttage waren gekommen, der Himmel war grau umzogen, die Morgen und Abende kühl und neblig. Aber er hatte sich's in den Kopf gesetzt, bei glorreichem Sonnenschein wollte er sterben. Und eines Morgens, als er erwachte, schien die goldene Sonne in sein Zimmer. Er erschrak — wagte sich nicht zu rühren. Das Schicksal hatte gesprochen, die Sonne rief ihn in die große, lange, ewige Nacht hinaus. Warum erschrak er? Wollte er nicht thun was so Viele thaten, die schwächer und geringer waren als er? Aber ach — er war nicht allein. Und sie wollte ja nicht sterben. Sie wollte leben und glücklich sein.

»Arme Doris!« Er stöhnte schmerzlich auf. Jetzt stand er am Fenster, von dem aus er einen Streifen vom Parke vor der Botenkirche erblickte. »Arme, arme Doris!« wiederholte er sich. »Wie wird sie sich freuen über den schönen Tag!« Eine fröhliche, trostlose Entschlossenheit bemächtigte sich seiner. »Es muß sein!« sagte er sich. Und er verbarg den scharf geladenen Revolver in der Tasche seines Ueberziehers. Hier würde Doris in nicht bemerken, bis — o, trotz aller Entschlossenheit wagte er so weit nicht zu denken.

Eine Landpartie! Doris freute sich wie ein Kind. Sie wollte sich auch fein machen, ihr gutes Kleid anziehen. Wie lieblich sie aussah, mit ihrem zarten Gesichtchen unter dem kleinen, weißen Schleier. Jetzt sahen sie auf dem kleinen Dampfer und fuhren stromaufwärts. Pfeilschnell schoß das Schiff dahin und brachte sie dem unbekanntem Ziele entgegen. Die Riethkasernen der Rohauer- und Spittelauerlände blieben hinter ihnen zurück. Rühdorf, in liebliches Grün gebettet und drüber der Rahlensberg, auf dessen Höhe das Hôtel wie ein Juwel in der Sonne glitzert. Aber Hellmuth hatte dafür kein Auge. Er sah nichts, gar nichts, als das lieblich heitere Gesichtchen unter dem weißen Schleier. Sie freute sich, die Kleine. Ihm drohten die Sinne zu schwinden. Doris, so heiter, so ahnungslos, wie andere Passagiere, alle vergnügte Ausflügler und inmitten Aller er, die Hölle in der Brust, wie ein unsichtbar Gezeichnete, er, ausgeschossen von dem Bunde der Lebenden, er, gerichtet, verurtheilt, verloren.

»Wir wollen hier aussteigen,« sagte er zu Doris. Es war in Greifenstein. Er dachte an das große Gehölz von Hadersfeld, welches wochentags einsam und menschenleer ist. Dort, dort, mußte es geschehen, möglichst rasch, ohne Auseinanderlegung.

»Aber wir frühstücken jetzt, nicht wahr, mein Schatz, ich habe Hunger!« sagte Doris.

»Selbstverständlich frühstücken wir jetzt!« rief er gezwungen lächelnd. Sie nahmen auf der Terrasse des Gasthauses Platz, welches am Fuße des Schlosses liegt und wo man eine prächtige Uebersicht über den Strom hat.

Hellmuth bestellte ein Badhuhn, das richtige Wiener Nationalgericht und eine Flasche Wein.

Doris wünschte noch eine Flasche Sodawasser.

»Ein Siphon für die gnädige Frau,« wiederholte der Kellner.

Doris erröthete vor Freude. Man hielt sie für Hellmuth's Frau.

»Ach, wenn das wirklich sein wird!« rief sie. »Hellmuth, es ist so schön!«

»Du Märchen! Wenn Du wüßtest, wie wenig beneidenswert es ist, meine Frau zu heißen!« sagte er.

Der Kellner brachte das Huhn. Sie ließ es sich nicht nehmen, ihm die besten Stücke herauszusuchen, denn die Frau muß für den Mann sorgen. Mühselig würgte er, um sie nicht zu beunruhigen, das Fleisch

herunter. Das mächtigste Gefühl in ihm war in dieser Stunde der Abscheu vor sich selbst. Wie hatte er dies liebliche, heitere, gute Geschöpf in diese Lage bringen dürfen, vor die Mündung einer Nordwaffe? Vertrauensvoll nahm sie seinen Arm und sagte: »Komm, wir wollen ein wenig in den Wald spazieren gehen!«

Es war einer jener schönen Tage, wie nur der September sie uns gibt. Die Luft, von mattem Sonnenglanze erfüllt, warm, würzig, still, mild, von Silberfäden durchzogen. Braunrothe Tinten lagen auf Wald und Wiese. Das erste fallende Laub frönte jenen herben Duft aus, der so charakteristisch ist für die ersten Herbsttage. Einsam und schweigend lag das Gehölz im Mittagsonnenschein. Einzelne Insecten tanzten in der bleichen Lichtluft. Weit und breit keine menschliche Seele.

Doris war still geworden, weil Hellmuth so wenig auf ihr Gepolter einging. Ab und zu sah sie ihn mit zärtlichem Blicke an, wie um ihn zu sagen, daß sie auch glücklich neben ihm sei, wenn er schwieg. Und vor diesem Blicke schmolz sein Muth dahin wie Schnee in der Sonne. Eine Welt von Liebe und Hingebung lag in diesem Blicke. Wie konnte er jetzt den Revolver aus der Tasche ziehen, gleich einem gemeinen Straßenträuber? Es ist unmöglich. Er hat im Handumdrehen seinen Plan geändert. Er wird mit Doris nach Greifenstein zurückkehren, dort ein kleines Boot mieten und mit ihr auf die Donau hinaus rudern. Das Boot wird umkippen; das ist leicht geschehen, man braucht nur in das Kielwasser einer der zahlreichen Dampfer zu gelangen oder eine unvorsichtige Bewegung zu machen, nach einer Seite hin, zum Beispiel: der Hut fällt ihm ins Wasser und er will ihn haken. Doris kann nichts Böses ahnen — sie hürzen zusammen ins Wasser. Er wird sie umfassen — fest — fest — und sie sinken Beide. Ein kleiner, kurzer Augenblick und Alles ist zu Ende.

Er wurde ruhiger, antheilvoller, weil er seinen Entschluß geändert hatte, weil die gräßliche Nordwaffe nicht mehr drohte. Am liebsten hätte er den Revolver fortgeworfen, aber Doris hätte das am Ende bemerkt. Er ging jetzt auf ihre Mithelksamkeit ein, freute sich an den bläulichen Herbstzeitlosen und an den glänzend rothen Preiselbeeren, die aus dem fahlen Rosen anfragten. Auch Eichenblüthen noch in weit ausgedehnten Gruppen. Doris war als richtige Großstädterin darüber entzückt.

»Wollen wir nicht noch eine Wasserfahrt machen?« fragte er mit gepreßter Stimme.

Und wieder freute sie sich ahnungslos über den Vorschlag. Er wählte ein ganz kleines Boot. Sie zeigte sich ein wenig ängstlich, als er den Schiffer, der sich erbot, zu rudern, ablehnte.

»Nun gut, mit Dir allein — es ist auch schön!« Und sie suchte, die leise Regung von Furcht, die sie hatte, zu bezwingen.

Mit einem tiefen schweren Seufzer stieß er vom Ufer ab. Nun feuerten sie hinaus, dem dunklen Lande entgegen, von dessen Ufer Keiner zurückkehrte. Ach, er feuerte mit fester und geschickter Hand, er war stark genug, das Schifflein durch allerlei Fährnisse zu bringen. Nur durch seine berechnende Tücke konnte es geschehen. Das Wetter hatte sich getrübt. Leichte Nebelschleier umzogen das helle Gebäude auf dem Rahlensberge drüben. Ein kühler Wind blies über das Wasser hin und kühlte die Oberfläche des Stromes. Ein mächtig qualmender Dampfer kam von Wien her. Hellmuth feuerte anscheinend achlos darauf hin.

»Ist es nicht gefährlich, den Weg eines Dampfers zu kreuzen?« fragte Doris länglich.

»D gar nicht,« versetzte er mit gezwungenem Lachen, »gar nicht, im Gegentheil: man schaukelt sich auf den Wellen den Kielwassers. Das ist sehr lustig!«

Doris fand das nicht lustig. Sie blickte ängstlich drein, aber sie sagte sich — sie vertraute ihm. Schon hörte man das gleichförmige Geräusch der Maschine, schon war man dem rasch dahinfahrenden Schiffe ganz nahe, da legte Hellmuth um und lenkte ab von der Bahn des Dampfers. Es war ja thöricht, hier den Tod zu suchen. Man würde sofort das kleine Rettungsboot dort los machen und den Berunglückten zu Hilfe kommen. So ging es nicht. Das kleine Fahrzeug schaukelte bedenklich. Doris rief einen leichten Schrei aus, aber Hellmuth feuerte mit fester Hand zur Seite, und schon kam der Kahn ins Gleichgewicht. Schon ebneten sich die Wellen. Der Dampfer entfernte sich mit Windeseile. Jetzt feuerten sie inmitten des mächtigen Stromes hinaus. Bleigrau lag die Fluth vor ihnen. Der Himmel war dicht umzogen, die Ferne verhallt.

»Bitte, kehre um, Lieber!« bat Doris. »Das Wetter wird schlecht!« Warum sollte er nicht umkehren? In's Wasser fallen kann man überall. Warum nicht umkehren, wenn sie es wünscht? Er wandte den kleinen Kahn in der Richtung nach Greifenstein.

Nun war die Stunde der Entscheidung gekommen. Es ging nun langsam stromaufwärts. Von hier bis Greifenstein, in der nächsten Stunde mußte es geschehen. Er sprach kein Wort, lauerte auf den furchtbaren Moment. Sein Herz pochte zum Herpringen, sein Kopf wirbelte. Jetzt oder nie! Geflissentlich sah er sich nicht um nach Doris, um nicht den Muth zu verlieren. Ihr Blick hätte ihn zum zweiten Male entwaflnet, feige gemacht. Er bemühte sich nur das Eine zu denken — jetzt oder nie. Schon war Greifenstein in Sicht.

»Ich bin zu feige,« sagte er sich, »ich kann's doch nicht.« Er knirschte mit den Zähnen. Warum konnte er nicht, was so Viele konnten?

Da kam ein heftiger Windstos vom Rahlensberge herüber. Das Boot schaukelte. Doris schrie auf. Ohne sich nach ihr umzusehen, ließ er das Ruder fallen, dahintreiben. Noch ein zweiter, stärkerer Windstos, eine große Welle, und das Boot kippte um. Er hatte es einfach geschehen lassen, er sah Doris ins Wasser fallen, sie war stumm vor Schreck. Blind vertrauensvoll, hatte sie an eine ernste Gefahr nicht geglaubt. Jetzt überschüttete die große Welle, die das Boot gekippt, alle Beide.

»Helmuth, halte mich!« schrie Doris jetzt mit verzweifelter Stimme. Er, der die Katastrophe absichtlich herbeigeführt, war bei voller Bestimmung. Trotz der Kleider kam er sofort ins künigsmäßige Schwimmen, sagte Doris, hielt sie und zog sie mit sich.

Und während das Wasser immer wieder über ihren Köpfen zusammenschlug, sah er ihr bleiches Gesicht, ihren herzzerreißenden, hilfsehenden Blick, diesen Blick, den er gesüchtet — er mußte sie retten!

Mit kräftigen Stößen schwamm er dem Ufer zu. Er hielt dabei ihr Kleid, und die Kreise, die er zog, trugen sie. Schon ließ drüben in Greifenstein, wo Gäste auf der Gasthaus-Terrasse den Unfall gesehen, ein Rahn ab. Wenige Minuten später waren sie am Ufer, eine halbe Stunde später hatten sie trockene Kleider vom Wirth und saßen bei Thee und Glühwein in dem Salon des Gasthauses.

Doris, ahnungslos über den wahren Hergang, dankte ihm mit Blick und Wort für die Rettung, pries seinen Muth, seine Entschiedenheit.

Er ließ sie gewähren. Das Eine war ihm klar geworden, er konnte sie nicht tödten, wenigstens nicht jetzt, bevor die äußerste furchtbare Nothwendigkeit eingetreten. Und warum auch? War es nicht möglich, daß er sie ruhig und ohne Widerstand zu erfassen, heiraten konnte? In Berlin hielt man ihn für geschieden, das war zweifellos. Hier wußte man nichts von seiner ersten Frau, und diese wollte in einem fernem Erdtheile — warum also nicht wagen, vielleicht gewinnen? Höher als der Buchstabe des Gesetzes stand ihm die Ruhe, das Glück der Geliebten.

Jene natürliche Lebenslust, die sich nach einer überstandenen Gefahr in der jungen Menschennatur regt, durchströmte seine Adern. Ihm war, als hätte er Doris neu gewonnen. Jetzt fuhr er mit ihr nach Danie, in einem schwach erleuchteten Coupé der Franz-Josefs-Bahn. Ihre kleine, warme Hand ruhte in der seinen. Sie schmiegte sich vertrauensvoll an ihn. Und er, er fühlte sich fast glücklich.

Er lebte und liebte!

IV.

In einem neu erbauten Hause, mit der Aussicht auf den Donau-canal, hatten sie sich eine Wohnung gemiethet: eine kleine Stube, ein noch viel kleineres Kämmerchen, eine Suppenküche und ein Vorzimmer, in dem man gerade Platz fand, um den Ueberrock abzulegen. Die Einrichtung des jungen Paares konnte sich nur auf das Nothwendigste beschränken. »Klein ist reizend,« versicherte Doris und sie behauptete, in einer großen Wohnung würde sie sich niemals wohl fühlen. Helmuth, sonst fast immer heiter und scherzhaft gestimmt, sah dem Allen recht trübselig zu. Aber Doris mißdeutete das: sie hielt es für den rechten Ernst und das gefiel ihr; sie wollte ihr Glück ernst genommen sehen. Sie ahnte nicht, daß ihr Bräutigam, so oft er sie verlassen hatte, irgendwo stehen blieb und mit den Händen nach seinen schmerzhaft hämmern den Schläfen saß. Träumte er? War er im Begriffe wahnsinnig zu werden? War er das wirklich oder äßte ihn ein geistlicher Doppelgänger, ein Truggebilde seiner krankhaften Phantasie? Ein einziger Augenblick hatte den schrecklichen Conflict nach außen hin gelöst. Helmuth sprach das entscheidende Wort, weil er nicht anders konnte. Und nun nahmen die Dinge ihren Lauf.

Nur über Eines war er sich klar: er würde es niemals über sich gewinnen, Doris die gräßliche Enttäuschung zu bereiten, jetzt wein zu sagen, und in ihren Augen als ein Erdärmlicher dazusehen. Wenn das Verhängniß ihn doch ereilte — dann rasch ein Ende für sie Beide!

Die Summe, die Helmuth für das »Höselgeld«, wie er es im Stillen nannte, erspart hatte, wurde nun für den jungen Hausstand verausgabt. Was sollte er mit Jener, mit Gerda beginnen? Er wollte von Neuem sparen, aber inzwischen zitterte er vor Entdeckung. Die endlose Seelenmarter hatte ihn aller Herrschaft über sich beraubt. Vielleicht würde er einmal Alles gesehen, nur weil er nicht mehr die Kraft besaß, das qualende Geheimniß zu bewahren. Es brannte ihm auf der Seele wie die Hölle. Bisweilen schaute er sich nach der Entdeckung, nur damit seine Pein eine andere Gestalt annehmen möchte.

Frau Hartmann hatte ihm Doris' wohlgeordnete Papiere übergeben, damit er das Angebot beim Pastor bestelle. Doris war katholisch, wünschte aber nach der Confession ihres Bräutigams getraut zu werden. Und nun fragte sie täglich: »Wart Du schon beim Prediger?«

Einige Tage hindurch half er sich mit Ausreden. Endlich ging er. Gewiß, der Pastor würde ihn fragen, ob er ledig sei. Und er hatte nicht die Kraft zu lügen. Angstschweiß auf der Stirne, trat er in die Pfarr-Kanzlei. Der Pastor, ein großer blonder Mann von würdevoller Erscheinung und gütigem, gewinnendem Wesen empfing ihn sehr freundlich. Er nahm Einsicht in die Papiere — Helmuth hatte seinen Tauf- und Heimathschein beigelegt, sonst nichts. — und gratulirte dann wohlwollend. Er fragte nichts weiter. Daß Helmuth bei der Polizei jetzt als geschieden gemeldet war, wußte und ahnte er ja nicht. Ohne irgend welche Frage, ohne eine noch so leise Aeußerung des Mißtrauens entließ er Helmuth.

Helmuth pflegte Mittags in der »Goldenen Angel« am Hof« zu speisen. An seinem Tische saß ein junger Anwalt, der laut und gerne über Rechtsfragen zu verorten pflegte. Schon lange hatte Helmuth die Absicht, ihn über seine Angelegenheit zu befragen. Nur fürchtete er, sich auffällig zu machen, fürchtete, die richtige Form nicht finden zu können. Eines Tages war ihm der Fall günstig. Eine in dem Locale aufliegende Zeitung brachte einen Artikel über das Schicksal des ungarischen Dichters Petöfi, der zu den Vermissten auf dem Schlachtfelde zählte und ganz spurlos verschollen blieb. Der Poet hatte in überaus glücklicher Ehe gelebt; einige Jahre nach seinem Verschwinden verheiratete seine Witwe sich wieder. Auf diesen Fall brachte Helmuth das Gespräch und, zu

dem Juristen gewendet, fragte er in möglichst unbefangenen Tone: »Wie konnte die Frau sich wieder verheiraten, wenn sie über den Tod ihres Mannes nicht genau unterrichtet war?«

Der Anwalt, der eben sein Buchhuhn mit großer Fertigkeit zerlegte, hielt in dieser Beschäftigung inne und setzte sich in Positur. »Jedenfalls,« so meinte er wichtig, »wurde der erste Gatte gerichtlich für todt erklärt, sonst hätte man die Trauung nicht vollzogen!«

»Wie aber,« forschte Helmuth vorsichtig weiter, »wenn die Frau nur die subjective Ueberzeugung gehabt und ihren Mann bestimmt todt geglaubt hätte?«

»So konnte sie nicht wieder heiraten! Niemand traut sie ohne den Todtenschein des ersten Gatten!«

»Und wenn sie die erste Ehe verschwiege und der Todtgeglaupte nicht wiederlebet?«

»So ist es doch Bigamie!«

Helmuth suchte bei dem bösen Worte zusammen.

»Bigamie!« sagte er, »welch eine ungerechte Bezeichnung für ein Vergehen!«

»Vergehen? Verbrechen, lieber Herr! Bigamie ist ein Verbrechen, auf welches fünf bis zehn Jahre schweren Kerkers steht!«

Helmuth fühlte, wie das Blut ihm ins Gesicht schoß. Wußten sie ihn nicht ansehen, daß er sich getroffen fühlte, als habe er einen Schlag empfangen? Er entstammt einer physisch ehrenhaften Familie, in welcher die Correctheit im Sinne des Gesetzes zu den unantastbaren Heiligthümern gehört. Aber Niemand beachtete seine Verwirrung. Die Tischgenossen waren mit ihren Braten beschäftigt.

Doctor Blaser in Berlin hatte seinem Clienten mitgetheilt, daß Frau Gerda Wille sich nach San Franzisko eingeschifft habe. Daraufhin mochte sich Helmuth ein freundlicheres Bild der Zukunft erhofft haben, als er die Geschichte Petöfi's las. Nun aber blieb nur noch die eine Möglichkeit, daß Gerda's Schiff mit Mann und Maus untergehe. Was hätte ihn sonst noch retten können? Er wandte sich an den deutschen Consul in San Franzisko, um zu erfahren, ob die Frau dort angekommen sei und was sie treibe. Wirklich kammerte er sich an die frevelhafte Hoffnung, von dorther eine »beruhigende« Botschaft zu erhalten. Vielleicht wollte auch sie sich drüben wieder verheiraten?

Inzwischen kam der nächste Sonntag heran, ohne daß irgend etwas sich ereignet hätte. Und nun verlangte Doris, nach der Kirche zu gehen und das erste Aufgebot zu hören. War es doch für sie ein unermeßlicher Genuß, die Verwirklichung ihres Glückes in allen Stadien durchzukosten.

»Was bedeutet eigentlich das Aufgebot?« fragte sie. »Und weshalb müssen wir auch in Berlin aufgeboden werden, da wir doch vielleicht nie dorthin kommen?«

Sie ging lächelnd, glückstrahlend neben ihm, mit den Rosen spielend, die er ihr eben geschenkt hatte. Wäre seine Seele frei gewesen, vielleicht hätte er ihr mit irgend einem muthwilligen Scherz geantwortet. So aber versetzte er mit schwerer, schleppender Stimme:

»Die bevorstehende Trauung wird voraus verkündet, damit Jeder, dem ein gesetzliches Hinderniß gegen dieselbe bekannt ist, dies rechtzeitig der kirchlichen oder bürgerlichen Behörde anzeigen kann.«

In ihrer unbewußten Grausamkeit fragte sie weiter: »Was für Hindernisse können das sein?«

»Zu nahe Verwandtschaft oder — ich kann Dir das selbst nicht so ganz genau sagen.«

»Ei, das kommt gewiß nie vor, daß Jemand Einspruch erhebt!« meinte sie zuversichtlich. »Das ist wahrscheinlich noch eine Einrichtung aus der alten Zeit!«

»Gewiß, mein Lieb.«

Die Predigt hatte schon begonnen, als sie die kleine, finstere Kirche in der Dorotheergasse betraten. Nachdem der Geistliche mit einem feierlichen »Amen« geschlossen, begann er unter allgemeiner Unruhe und Unaufmerksamkeit tonlos und gleichgültig herunterzulesen: »Aufgeboden werden zum ersten Male...« Und nun folgte eine Reihe kaum verständlicher Namen, darunter auch »Herr Carl Albert Helmuth Sternan, rechts Wille, geboren und so weiter, mit dem Fräulein Dorothea Amalia Hartmann, geboren am 14. November 186*,« und auf einmal erschien es Helmuth, als habe gerade sein Name mit gräßlicher Deutlichkeit in dem Raume wieder.

Doris lächelte ihn glücklich an und ihm war, als müsse aus dem dichtgedrängten Auditorium ein Schrei der Entrüstung laut werden. Wenn es sonst nicht vorkam, so mußte diesmal irgend Jemand Einspruch erheben. Vielleicht nicht gerade hier, aber doch in Berlin, wo Frau Gerda Freunde und Bekannte besaß, welche von dem Stande ihrer Ehescheidungsache gewiß unterrichtet waren. Er verglich sich mit jenen anderen unbekanntem Brautpaaren, deren Namen eben verkündet worden waren, und die, gewiß frei von Schuldbewußtsein, heiter und zufrieden zuhörten. Sie erschienen ihm wie Selige, er selbst sich als Verdammter. Weshalb hatte er das Spiel so weit getrieben? Es war ja ganz und gar unhaltbar!...

Tag um Tag verging und noch immer hatte Niemand Einspruch erhoben gegen das frevelhafte Aufgebot. Pünktlich traf das Schreiben des Consulates aus San Franzisko ein. Frau Gerda Wille war gesund und wohlbehalten dort angelangt und wirkte an einer dortigen Bühne. Ueber ihren Lebenswandel war nichts bekannt. Helmuth hatte angegeben, daß es sich um seine Frau handle, gegen welche er einen Scheidungsproceß führe und deren Lebenswandel ihn interessire. Man war auf diese Voraussetzungen eingegangen.

Eines Tages, als er nach seiner Wohnung kam, sagte man ihm, ein Herr aus Berlin sei dagewesen und habe nach ihm gefragt. Ein tödtlicher Schreck fuhr ihm durch alle Glieder. Zitternd, bebend, fassungs-

los fiel er auf einen Stuhl nieder. Welche jammervolle Existenz, so vor einem Nichts, einem Ungefahr, einem Schatten zittern zu müssen! Genau so muß einem Verbrecher zu Ruche sein! So weit ist es mit ihm gekommen! Wer das nur sein konnte, dieser Herr aus Berlin? Wie fand man ihn hier, wo sein wirklicher Name so gut wie unbekannt war? Uebrigens war das immerhin erklärlich bei den heutigen polizeilichen Einrichtungen. Vielleicht war es ein Polizeimann, ein Detectiv, der kam, um ihn zu verhaften? Doch war er zwar keines vollbrachten, aber doch eines versuchten Verbrechens schuldig.

Es pochte. — Da war er!

Noch einmal jagten hundert schreckliche Möglichkeiten durch seinen Kopf. Er höhnst schmerzlich auf —: „Doris!“

Nun pocht es wieder, härter. Er steht auf, um selbst die Thür zu öffnen. Der Herr, der da draußen wartet, ist Schönau — also kein Detectiv. Wußte Schönau, wie es um ihn steht? Oder was wußte er? Hellmuth war im Anfang seines Wiener Aufenthaltes in Correspondenz mit dem freundlichen Kollegen gewesen; er hatte ihm wohl auch mitgeteilt, daß er von einem demnächst bevorstehenden Termin seine endgültige Scheidung erhoffte, und darauf hatte — in Abwesenheit ihres Gatten — Frau Schönau geantwortet: Sie gratulire ihm, denn sie habe nunmehr die Ueberzeugung gewonnen, daß Gerda keine Frau für ihn sei.

Schönau schüttelte ihm jetzt die Hände, begrüßte ihn herzlich, beglückwünschte ihn zu seinen Erfolgen.

„Wie fanden Sie denn zu mir?“ das war das Einzige, was Hellmuth hervorbringen vermochte.

„Ich erkundigte mich nach Ihnen im Bureau der ‚Concordia‘ und dort schickte man mich zur Tageschronik.“

„Wie natürlich das zuging,“ dachte Hellmuth.

Von seiner bevorstehenden Verheiratung fiel kein Wort. Offenbar wußte Schönau Nichts davon. Hellmuth aber sagte sich, er müsse davon sprechen. Und er wartete nun mit peinvoller Ungeduld auf den geeigneten Augenblick. Schönau erzählte wortreich von seiner beabsichtigten Orienttour und den Reiseereignissen, die er darüber veröffentlichen wollte. Endlich machte der sehr angeräumte Kollege eine Pause und Hellmuth sagte mit gedrückter Stimme: „Sie kommen eben recht, um mir zu gratulieren. Ich bin im Begriff mich wieder zu verheiraten.“

Schönau machte große Augen. „Donnerwetter — haben Sie Ruch! Daß Ihre erste Ehe geschieden ist, freut mich zwar unter den obwaltenden Umständen, aber daß Sie sich so schnell wieder durch neue Rosenketten fesseln lassen wollen — das hätte ich denn doch nicht für möglich gehalten!“

Hellmuth war es sonderbar zu Ruche. Welch ein Glück, daß man ihn in Berlin für geschieden hält! Es wurde ihm ganz leicht um's Herz und mit Ruhe konnte er dem Kollegen von seiner Braut erzählen.

Wieder verging Tag um Tag, es ereignete sich Nichts für Hellmuth. Nochmals ging er in die Kirchenkanzlei, diesmal von Doris begleitet, um die Trauung zu bestellen. Man setzte diese ohne Weiteres fest — Niemand hatte Protest erhoben. Die Ceremonie sollte in aller Stille und Einfachheit vollzogen werden. Dann wollten die Neuvermählten eine kleine Tour nach dem Süden unternehmen, da Doris das Meer noch nicht gesehen. Das Reil war seit längerer Zeit bereit.

Am Vorabend der Trauung bekam Hellmuth noch einen furchtbaren Anfall von Gewissensbissen. Ruhelos rannte er durch die Straßen und verwünschte den Tag seiner Geburt. Endlich setzte er sich auf eine Bank an der Ringstraße und grübelte nach einem Ausweg. Aber es fiel ihm Nichts ein, was nicht gleichzeitig ein furchtbarer Schreck, wo nicht gar ein Todesstoß für Doris gewesen wäre, und ihm selbst der Ruch zu solch' einer That. Es wurde dunkel; der letzte Tag, der ihn von dem Vollzuge des Verbrechens trennte, ging zu Ende. Er mußte Doris nochmals aufsuchen, obgleich heute ebenso wenig wie morgen irgend welche Feier statifand. Dann kam eine schreckliche Nacht, in welcher er Alles, was er in letzter Zeit gelitten, nochmals durchlitt. Und endlich grante der verhängnisvolle Morgen.

Als er Doris sah in ihrem einfachen, grauen Reisekleide, aber einen ganzen Himmel im Gesicht, gewann er seine Haltung wieder — um ihrem Willen! Es mußte sein!

Sie fuhren zur Kirche. Nur Wenige, zufällig Gefommene sahen vereinzelt in dem leeren Schiff. Die Trauung fand zu früher Morgenstunde statt und man hatte diese Stunde nicht bekannt gegeben. Das Brautpaar trat vor den Altar. Keine Stimme erhob sich, um laut den Protest zu erheben, den das Gewissen des Gemarterten ihm unaufhörlich zurannte. — Die Ceremonie war vollzogen.

Hellmuth war glücklicher Gatte geworden und zugleich Verbrecher vor dem bürgerlichen Geiz.

Fortsetzung folgt.

Räthsel.

Die Bronze-Fibel von Hallstadt.
(Combinationräthsel.)

D
K
B
U
T
H
E
M
S
R
N
W

Inra-Königspromenade.

man	ur	so	ang	ti			
her-	bein	lacht	ling	del-	dem	zu	
und		her-		lan-			
ausob		dell		schen			
vom	ihren	und	(ru-	zu	ath-	laum	
rau-	ab		gen		vor	men	
lacht	der		schla-		lust	lä-	
nacht	baum		du		her	die	
mer-	son-	ingt	laut		men	myr	hron-
ti-	die	se	magst	nir	Stu-	wa-	
es	lingt	brach	e	gen			
		ste	ner	mi-			
	rin-	ne	ei-	mi-	des		
ge-	lä-		ku		in	berg	

Schery-Räthsel.
Hackt du mir 'ne halbe Elle
Hinten ab — wie wunderbarlich
Dir's auch scheinen mag, — zur Stelle
Hast du unverfehrt noch „mich“.

Lösungen der Räthsel in Hest 19.
Karten-Räthsel: Dieß man sich sämtliche „Herz“,
dann „Carreau“, „Trèfle“ und „Vierge“ der Reihe
nach von oben nach unten, so geben die Buch-
staben, die den Hauptbuchstaben vorangehen: „Herz“:
„Der Ruch kennt seinen Ernst, ihm ist
Alles nur Spiel.“

Mythologisches Schery-Räthsel:
Midas, Iba.
Wörter-Combination-Räthsel:
P A S
L A U T E
U R D A N
H I E N E
S I D

Räfer-Räthselprung.
Unter blühenden Blumen
Dah' bei schweigender Nacht
Ich in seligen Träumen
Dein, Du Holbe, gedacht.
Tollend freute die Dase
Blüthen nieder zu mir,
Schmuckelnd lehren die Blüthe
Wie ein Strahlen von Dir.
Und ein himmlisches Singen
Schien vom Sternengestir
Bis hernieder zu fliegen
In die schlafende Welt.
(Otto Franz Gedichten.)

Zweifaches Combination-Räthsel. Zunächst
ergeben sich die Wörter: Fabel, Arion, Weichsel, Angel,
Lazarus, Heine, Dante, Oskel, Krenat, Serpentin.
Durch entsprechende Initial-Berücksichtigung erhält man:
Bibel, Oskel, D. School, Es-el, Nazareth, Sonne,
Tante, Eitel, Dymast, Terpenin.
Die Anfangsbuchstaben, der Reihe nach gelesen, geben:
„Bodenstedt.“

Französl. Eiben-Combination-Räthsel:
Cet animal est très méchant;
Quand on l'attaque, il se défend.
(Der diesem Thiere hüt' Dich;
Geißt man es an, so wehrt es sich.)

Wandbrachen-Räthsel: Man stellt zuerst die
Füßern an den bekannten stehenden zwei, dann
die Wandbrachen, wobei man oben bei D be-
ginnt, und erhält: „Die Nacht ist keines
Menschen Freund.“

Magischer Dreieck-Triangel.

+	.	+	.	+
.	+	.	.	+
+	.	.	+	
.	.	+		
.	+			
+				

Knabenname.
Sänger des Mittelalters.
Begrüßwort in Cd.-Lesezeit.
Beschreibung von altem Leid.
Präposition.
Consonant.

A, A, D, D, E, I, I, I, M, N, N, N, N, O, O,
R, R, E, T, T.
Man lese vorstehende 21 Buchstaben so halt der
Breyse (Consonanten) und Punkte (Vocale), daß der
Triangel in horizontaler und verticaler Richtung gleiche
Beneunungen von der angegebenen Bedeutung zeigt.

Räthsel.
Welcher Strom, wenn mitten Ihr hinein
Einen Kaiser legt, wird zum Minister? —
Deutsch der Erste — und der Zweite Russe —
Und der Dritte ein Franzose ist er.



Gegründet 1836.
Grand Magasin de Nouveautés
 „Zum römischen Kaiser“
Jos. Taubenrauch
 Kirchengasse 14,
 Wien 7/2.

Gratis und franco versende ich meinen reich illustrierten Preis-catalog, enthaltend die neuesten Damenmoden für die Sommer-saison.
 Auch empfehle ich mein reichhaltiges Lager von In- und Ausländer-Modestoffen, von welchen ich bereitwilligst Muster spesenfrei zuschicke.



Metallhaltig illustr. Preisbuch gratis u. franco.
Corset „Creole“
 grazios u. leicht, für die Reise-saison. Aus Tüll & jour-Stoff, weiss oder drap, einfache Ausführung 2. 8.—, bessere Qualität 2. 10.—, feinste 2. 12.—15.—
 — Aus Leinen-Batist, ausserordentlich leicht und dauerhaft, angenehmes Tragen, rosa, blau, grün, à fl. 10.—, 12.— u. 15.—

Das „Miederhaus“ Ign. Klein, Wien,
 VI., Mariahilferstrasse 39 (früher 45)
 Filiale: I., Stefansplatz (Theaterhaus).



„Sappho“ Busenhalter
 patirt.
 Im Hause und bei der Arbeit statt des Miederstragens.
 „Sappho“ bietet für's Haus die bisher nicht erreichte Bequemlichkeit.
Verderansicht. er gestattet jede Bewegung frei, verleiht adrette, graziose Form und in Ermanglung jedweder Einzwängung das höchste Wohlgefühl. „Sappho“ leistet nicht allein als Hausmieder, sondern auch empfindlichen, leidenden Damen, zu Touristenzwecken, für die Reise etc. unschätzbare Dienste. Täglichmass über's Kleid genügt.
 Preis à fl. 2.—, 3.50, 5.— — Telefon-Nr. 4759.



Vorkenntnis nicht nötig! **Email-Malerei!** Ueberraschende Erfolge!
 Emailfarben, Thongegenstände und Zubehör zur Emailmalerei.
Eiweiss-Lasurfarben zum Bemalen von Photographien, 1564
 Aquarellfarben, Farbkasten, Mal- u. Zeichens-Zubehör, Pinsel, wasserfeste Auszieh- und flüssige Perl-Tusche, Schreib-, Copir- u. farbige Tinten, Klebstoffe u. s. w.
Günther Wagner, Hannover u. Wien IV.
 Man verlange stets Günther Wagner's Fabrikat! Illustr. Preisliste B frei.



Veritable Essence
 des
violettes russes
 Franz Prochaska
 k. und k. Hof-Parfumeur,
Prag.

Im Geruche von frischgepflückten Veilchen nicht zu unterscheiden.



Etablissement für Wäsche und Confection
Louis Modern
 WIEN,
 I., Bognergasse Nr. 2.

Specialitäten
 in **Bade**-Artikeln für Herren, Damen und Kinder. 1575
 Preis-Courante auf Verlangen gratis und franco. † Abonnementinnen der „Wiener Mode“ zu Vorzugs-Preisen.

Complete
Kücheneinrichtungen
 von fl. 16.— bis fl. 1800
Echinger & Fernau
 Wien,
 XV., Neubaugürtel 7-9.
 Preiscourant franco.



Josef Kammel
 Parfumeur in Prag
 Graben Nr. 15
 empfiehlt sein reichhaltiges Lager zum Bezuge von echt englischen, französischen, amerikanischen, deutschen und inländischen
 Parfumerie-Specialitäten
 und
Toilette-Artikeln
 jeden Genres. 1553
 Preisliste gratis und franco.

Gestickte Streifen
 für alle Gattungen Wäsche, Garnituren für Bettwäsche auf Leinen, Cambric und starkem Madapolinstoff, fein und dauerhaft wie Handarbeit.
Kinder-Schürzen und -Kleiderchen, Putz- und Haus-Schürzen, weisse Röcke in grösster Auswahl, stets Neuestes und Specialitäten direct in der Stickeret-Fabrik von
FR. ZULEGER
 NUR 1216
 Wien, VI., Mariahilferstrasse Nr. 47.

Für Haus und Küche.

Schnellkuche II.

Sagofuppe (in 20-25 Minuten fertig). Der Sago wird mit kaltem Wasser auf's Feuer gestellt, langsam zum Sieden und einmaligen Aufwallen gebracht und dann abgeseiht. Inzwischen verdünnt man Fleisch-extract in etwas warmem Wasser und gießt so viel kaltes dazu, als man zur Suppe braucht. In dieser Brühe läßt man den Sago nochmals aufkochen.

Prot- oder Rahmsuppe (für Fasttage). Etwas Butter werden auf Butter geröstet, leicht mit Petersilie, Wasser und einem Stückchen mit Mehl abgekneteter Butter überdünnt und mit Eidotter, oder nach Belieben auch mit saurem Rahm, abgeseiht. Für eine Person berechnet man einen Kaffeelöffel Rahm und $\frac{1}{2}$ Eidotter. Es wird geriebener Parmesan-läse dazu gerührt.

Sauce zur Salatbereitung. Statt des Oels wird guter, saurer Rahm mit Essig, Salz, Pfeffer, einer Prise Zucker, einem rohen Eidotter und etwas Senf verührt.

Einfache Majonaise (1-2 Tage haltbar). $\frac{1}{2}$ Theelöffel Salzöl wird mit 1 Eßlöffel Mehl auf schwachem Feuer so lange gerührt, bis es kocht, dann mischt man $1\frac{1}{2}$ Tassen Wasser, etwas Fleischextract, Essig, Zitronensaft, Salz dazu und läßt es nochmals aufkochen. Nachdem die nun halb fertige Majonaise vom Feuer genommen wurde, schlägt man mit der Schneerührer 2 in Wasser abgerührte Eidotter dazu und setzt das Schlagen so lange fort, bis die Majonaise ganz kalt geworden ist.

Wiener Schnitzel. Man schneidet aus einer halbkörnigen fingerdicke Querscheibe, klopft sie mit einem Nadeln, in Wasser getauchten Nadelfeder etwas in die Breite, beutet sie mit dem nöthigen Salz, wendet sie in reibenden Eiern und Semmelbröseln um und läßt sie entweder in Butter oder in Schweinschmalz aus. Das Backfett wird auf die Schüssel nicht zu reichlich gegossen. Man kann die Schnitzel mit Zitronensaft, Kapern und in Streifen geschnittener Sardellen verzieren.

Sardellen in Gelée. Man vermischt den Sardellen durch etwa zweifelhafte Mengen in einer Mischung von gleichen Theilen Milch und Wasser ihren Salzgeschmack, dann werden sie gespalten, eingrätet, auf einem Spiegel von erhartetem Gelée mit hartgekochten Eiern, Zitronen- und Gurkenscheiben, Kapern, nach angerichtet, mit kläufigem Gelée über-gossen und kalt gestellt. Statt der Sardellen kann man ausgewürferte Heringe nehmen und auch etwas Rind-Büffel einlegen.

Das Gelée ist ein wichtiger, vielfach zu verwendender Bestandtheil der Schnellkuche; es wird folgendermaßen bereitet: Auf 1 Tasse (etwas 2 Gramma) Gelatine rechnet man einen vollen Eßlöffel Wasser, etwas Fleischextract, Salz, Zucker, Zitronensaft oder kristallisierte Citronensäure, wodurch das Gelée klarer wird, 1 Glas Wasser, 1 Glas Weißwein. Nachdem man diese Mischung auf den Geschmack geprüft hat, bindet man beliebiges Gewürz, eine Schatotte und ein Sträußchen Petersilie, in ein Säckchen, welches mit der Flüssigkeit aufgelöst wird. Dann läßt man sie erstarren, nimmt das Säckchen heraus, seigt die Brühe durch ein Tuch und läßt die in dem Wasser aufgelöste Gelatine dazu. Da dieselbe den Geschmack etwas abschwächt, muß dasselbe früher kräftiger gehalten sein. Auf einem Blechlopfel läßt man etwas Gelée erstarren; sollte es noch nicht die nöthige Dichtigkeit haben, so gibt man etwas in Wasser aufgelöste Gelatine dazu.

Waffeln. 1 Ei, $1\frac{1}{2}$ Eßlöffel Mehl, etwas Salz, $\frac{1}{4}$ Theelöffel Milch, ein halbeinigeiniges Stück weiche Butter, werden zu einem glatten Teig gerührt, dann wird das Waffeleisen mit Butter oder Speckschneiden gut ausgefrieben und eine Waffel nach der anderen bei starker Hitze gebacken.

Berliner Eierkuchen. 1 Eßlöffel feines Mehl, 2 Eidotter, $1\frac{1}{2}$ Tasse Milch, Salz, etwas gehackte Zitronenschale, so viel süße oder bittere ge-stohene Makronen, daß der Teig dickflüssig wird, zuletzt der Schnee von 2 Eilar, werden auf einer mit heißer Butter ausgegossenen Omlettepfanne rasch gebacken.

Anna Forster.

Eine Damenbibliothek vor zweihundert Jahren.

Einen für die Vergleichung mit unseren Tagen interessanten Einblick in die Bildung der deutschen Frauen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gewährt ein im Jahre 1691 erschienenes Schriftchen »Frauenbibliothek«, welches folgendes Verzeichniß von Büchern enthält, die einem »Frauenzimmer von gewissem Verstande« zur bildenden Lectüre empfohlen werden: I. In Folio: Die sogenannte Waimarische Bibel. — Ymbü, Jüdische Heiligthümer. II. In Quarto: Speneri, Glaubens-Lehre. — Greweri, Predigten vom Tod. — Schellhamers unterwiesene Adm. — Hesses Lustgarten. III. In Octavo: Eine Hand-Bibel. — Krebs, vom wahren Christentum. — Ein Groß-Gesangbuch, als etwa Krügeri oder das Münchener. — Saiten-Spiel und Andachts-Klamm. — Arenzbergs Seelen-Kuh. — Lössen, Betrübtes und getrübtes Cyprum. — Roiberg's, platonisch-hermetisches Christentum. — Vesseni, Besetzte Atheisten. — Kurz-gefaßte Kirchengeschichte, Alten und Neuen Testaments. — Müller, Nade-Recum Botanicum. IV. In Duodecimo: Krebs Paradies-Gärtlein, Berliner Ebit. — Tandiffi, Verleschman. — Speneri, Erklärung des Katechismus. — Häberni, Geographische Fragen. — Häberni, Politische Fragen. — Becheri, Handvater. — Helwigii, Frauenzimmer-Apothekchen. — Und doch finden sich trotz solcher literarischer Thätigkeit Beispiele von mehr als geistlicher Bildung bei manchen Frauen jener Zeit. Gottlieb's Frau war nicht bloß im Französischen und Englischen, sondern auch im Lateinischen und Griechischen geklärt, las lateinische Schriftsteller und schrieb — was damals noch mehr bedeuten wollte — gutes Deutsch, obgleich ihr Hofmeister ihr versichert hatte, es sei gemein, deutsche Briefe zu schreiben. Wie Frau Gottlieb wiederholt in ihren hinterlassenen Briefen erzählt. Eine zuverlässige zeitgenössische Frau gibt folgendes Bild der damaligen weiblichen Erziehung: »Man steht in dem Gedanken, es sei zu unserm Unterrichte genug, wenn man uns die Buchstaben zusammensetzen und dieselben, zweien schlecht genug, nachmalen läßt. Daran hält man uns eine Fran-zösin, um eine fremde Sprache in das Gedächtniß zu setzen, da wir doch die Mutterprache nicht recht verstehen. Unser Verstand wird durch keine Wissenschaft geübt, und man bringt uns anher einigen oft übel genug aneinander gehängten Grundlehren der Religion nichts bei. Ja, auch diese werden meistentheils mehr dem Gedächtniß als dem Herzen ein-geprägt. Wenn man die Schule verläßt, so verläßt man, wofür ich noch ein Gebetbuch ansichme, zugleich alle Bücher. Oder wenn man ja etwas liest, so ist es ein läppischer oder nährlicher Roman, wodurch die vorhin eiten Personen unseres Geschlechts noch mehr in ihrer Eitelkeit bekräftigt werden. Die Schriften, die zur Verbesserung des Verstandes und Willens etwas beitragen könnten, dünken uns zu schwer, zu unverständlich, zu trocken, zu ernsthaft. Und da man unsere Seele niemals zum Nachdenken gewöhnt hat, so wird es uns sauer, solche Bücher die mit Ueberlegung gelesen sein wollen, zu verstehen, so daß wir sie wieder von uns werfen, wenn wir sie kaum in die Hände genommen haben.«

Der »Quintus-Wein Cabarrone«, in seiner Art das einzige von der med. rathen Akademie in Paris genehmigte Präparat, verhilft die herabgekommenen Adipositäten rasch zu beseitigen, er wird mit dem größten Erfolg bei Nervenleiden von Kopf und Brustverhärtung, Folgen des Hochstandes etc. etc., angewendet.

Ich habe den Gebrauch Ihres Quintus einer großen Anzahl Kranken verordnet. Nach langem Suchen nach einem kräftigen tonischen Mittel habe ich ein solches in Ihrem Quintus gefunden, welches ich als den vorzüglichsten Wiederhersteller der erschöpften Constitutionen betrachte.

Dr. Cabarré.

Von dem vorzüglichen Kochbuche: »Prato's Süddeutsche Küche« liegt nun schon die 22. Auflage vor. Preis geb. 3 fl.

Der schönste, frischeste Teint wird erzielt durch Anwendung des berühmten Alpenblüthen-Puder von Otto Klement, em. Apotheker in Innsbruck. Vorräthig in Weiß, Rosa und Gelblich; große Schachtel 1 fl., kleine 50 kr. 1873

Von den bisher erschienenen Jahrgängen der

WIENERMODE

sind noch in wenigen Exemplaren vorhanden:

I. Jahrgang: 18 Hefte complet broschirt fl. 4.50 — R. 7.50, elegant in Originaldecke gebunden fl. 6. — — R. 10. —

II. Jahrgang: 24 Hefte, von welchen die Hefte 8, 10-12 gänzlich vergriffen sind. Die übrigen 20 Hefte broschirt fl. 5. — — R. 8.25

III. Jahrgang: 24 Hefte complet broschirt fl. 6. — — R. 10. — elegant in Originaldecke gebunden fl. 8. — — R. 13. —

IV. Jahrgang: 24 Hefte complet broschirt fl. 6. — — R. 10. — elegant in Originaldecke gebunden fl. 8. — — R. 13. —

In beziehen durch alle Buchhandlungen sowie gegen Einsendung des Betrages auch direct franco von der Administration der »Wiener Mode« in Wien.

Kais. k. königl. landesbefugte
Wäsche- und Leinenwaaren-Fabrik
Weldler & Budie,
 L. r. Hof-Lieferanten, Wien, I. Tuchlauben Nr. 13.
 Etablissement für Braut-Ausstattungen, Wäsche-Ausstattungen für Neugeborene.
 Elegante Herren-, Damen- und Kinderwäsche. 1871
 Reich illustriertes Preisbuch franco und gratis.

Damen-Handarbeits-Specialitäten-
 Geschäft **Ludwig Nowotny,**
 Wien, I., Freisingergasse 6 1417
 seit 1825 bestehend.
 Alle Arten Stickereien, Häkereien, Nostirungen, wie sämtliche den ge-liebten Materialien. Auch die nicht unter meinem Namen in der »Wiener Mode« erschienenen Handarbeiten und Artikel-Materialien sind stets auf Lager. — Muster- und Anweil-Bestellungen auf Wunsch umgehend.

Clavier-, Harmonium-Etablissement u. Leihanstalt
Franz Nemetschke & Sohn
 L. u. L. Hof-Lieferanten. 1403
 Wien, I., Bäckergasse 7. — Baden, Bahngasse 23.